

## 5. Eine Verbindung eingehen

---

Nach deiner Kontaktaufnahme mit uns, verabredet [...] unsere Sozialarbeiterin und Patenschaftskoordinatorin ein Kennenlerngespräch mit dir. Damit du einschätzen kannst, was dich erwartet und wir dir ein passfähiges Patenkind vermitteln können, wird sie dich zu deinen Lebensumständen, Interessen und Erfahrungen befragen und dir unseren Verein und unser Programm vorstellen. Zudem erhältst du eine Einladung zu unserer nächsten Einführungsveranstaltung für Pat:innen. Bist du fest entschlossen, eine Patenschaft einzugehen, schlägt Mirjam dir entsprechend deiner [sic!] zeitlichen Möglichkeiten, Interessen und deines Wohnortes ein Patenkind vor und verabredet mit dir und der Familie des potenziellen Patenkindes ein weiteres Kennenlerngespräch. Gemeinsam trifft ihr eine schriftliche Vereinbarung zu eurer Patenschaft und legt den ersten Treffpunkt fest. (WIR GESTALTEN e.V. d)

Im Folgenden führe ich die hier beschriebenen Schritte zur Vermittlung einer Patenschaft näher aus. Ich zeige zunächst Unterschiede in der Anwerbung der Patenfamilien und Pat:innen auf, gehe anschließend auf die Erstgespräche ein, schildere daraufhin das Matching der Parteien sowie die abschließenden Schritte, die zu deren Kennenlernen führen.

### 5.1 Schneebälle und Engel – Zielgruppen und deren Akquise

Die Programmbezeichnungen »Kiezpatenschaften für Flüchtlingskinder« und »1zu1 für Flüchtlingskinder Wedding« verweisen auf die Fluchterfahrung als Zugangskriterium für die Patenfamilien bei WG. Die Förderlaufzeit beider Projekte begann im Jahr 2016. Vor dem Hintergrund der Entwicklungen des »langen Sommers der Migration« wurden Familien aus Syrien zur Hauptzielgruppe des Vereins. Die langjährigen Besucherinnen des Kiezcafés – Frauen und Kinder mit einem überwiegend libanesisch-palästinensischen Hintergrund – beklagten derweil mehr oder weniger direkt, dass sich nunmehr alles nur noch um die »neuen« Geflüchteten drehte. Die Koordinatorin bei WG kritisierte ebenfalls wiederholt die enge Eingrenzung des Projektes auf die Gruppe der Geflüchteten, da auch die Kiezcafé-Mütter und deren Kinder einen Unterstützungsbedarf hätten. Sie betonte in diesem Zusammenhang, dass Hilfe bei der Integration nicht nach

drei Jahren abgeschlossen sei. Die Vermittlung von Patenschaften an die Gruppe der Kiezcafébesucherinnen wurde jedoch formal nicht mit den Projektfinanzierungen durch den Berliner Senat und Aktion Mensch abgedeckt, was dazu führte, dass Flüchtlingspatenschaften priorisiert vermittelt wurden. Derartige Projektausrichtungen, die sich an bereitgestellten Fördergeldern orientieren müssen, produzieren bzw. verschärfen eine Konkurrenz unter Menschen, die von dem Patenschaftsformat profitieren wollen. Sowohl beim Sommerfest als auch bei der Weihnachtsfeier im Jahr 2019 beobachtete ich eine räumliche Trennung zwischen Kiezcafé-Müttern und den Patenfamilien. Nur vereinzelt konnte ich Kontakte zwischen beiden Gruppen ausmachen. Während besonders beim Sommerfest 2019 die Kiezcafé-Mütter in die Essensvorbereitungen involviert waren, kamen Patenfamilien überwiegend etwas später als Gäste.<sup>1</sup>

Während meiner Forschung beobachtete ich, dass besonders zu Beginn des Engagements die Fluchterfahrung der Patenkinder für die neuen Pat:innen das entscheidende Differenzmerkmal darstellte. Daneben lag den Pat:innen zu Beginn ihres Engagements außer dem Geschlecht, dem Alter und der Familienkonstellation des Kindes in den meisten Fällen wenig mehr Informationen zu dessen Hintergrund vor. Eine Koordinatorin kommentierte einmal, dass gerade die Jüngeren unter den Ehrenamtlichen sehr auf das Thema Flucht angesprungen seien. Der Fluchthintergrund der Patenkinder war für viele Hauptmovers und Kuriosum der Begegnung. Entsprechend häufig wurde er während der Einführungsveranstaltungen von den neuen Engagierten erfragt und diskutiert (s. 5.4). Im Verlauf der letzten Jahre, so sensibilisierten die Koordinatorinnen neue Pat:innen wiederholt, sei die Fluchterfahrung für viele Patenfamilien jedoch vermehrt in den Hintergrund gerückt, wodurch auch deren Relevanz für die Gestaltung der Patenschaften abnehmen würde. Die Programmtitel sind jedoch ein Hinweis darauf, dass die Fluchterfahrung nach wie vor in der Anwerbung der Zielgruppen und den Motivationslagen der Ehrenamtlichen eine entscheidende Rolle spielte. In der AG Empowerment des Berliner KiPa-Netzwerks wurde die fortwährende Betonung der Fluchterfahrung indes kritisch diskutiert und als reduktionistisch, essentialisierend und stigmatisierend thematisiert.

Weitere soziokulturelle Spezifika der Patenfamilien waren den Koordinatorinnen bei WG lange Zeit nicht bewusst. Als mein Patenkind mir bei einem gemeinsamen Ausflug von einem Streit mit ihrer Lehrerin berichtete, dessen Gegenstand der Nahost-Konflikt war, bezeichnete sie sich selbst als Palästinenserin. Ich war von ihrer Positionierung überrascht, da mir zu diesem Zeitpunkt, wenige Wochen nach unserem Kennenlernen,

1 Derartige Distanzierungen und Spannungen zwischen den verschiedenen Zielgruppen des Vereins, die sich selbst als syrische und libanesische Palästinenserinnen, Syrer oder Libanesen bezeichneten, haben ihren Ursprung mitunter bereits in Syrien und dem Libanon. In den beiden Ländern haben Palästinenserinnen durch ihren jeweiligen Rechtsstatus unterschiedlichen Zugang zu humanitärer Hilfe und verfügen über unterschiedliche sozioökonomische Voraussetzungen, wodurch Ressentiments zwischen den Gruppen entstehen (vgl. Roberts 2016). Zudem unterscheidet sich der rechtliche Status von Libanesinnen und palästinensischen Libanesen, die im Zuge des libanesischen Bürgerkrieges nach Deutschland kamen, signifikant von dem Status Geflüchteter aus Syrien. Viele von Ersteren haben bis heute nur einen Duldungsstatus und somit keine gesicherte Bleibeperspektive.

nicht klar war, dass die Flucht vor dem syrischen Bürgerkrieg nicht die erste Fluchterfahrung in der Familienbiografie darstellte. Später besprach ich die Situation mit einer der Koordinatorinnen, welche die Identifikation meiner Patenjugendlichen als Palästinenserin nicht sonderlich ernst zu nehmen schien und auf ihre Pubertät zurückführte. Im Verlauf der kommenden Monate führten jedoch verschiedene Gesprächsanlässe dazu, dass die Komplexität und Diversität der Zugehörigkeiten und Identitäten der Patenfamilien vermehrt in unser aller Bewusstsein rückten. Selbstverständlich war die Identifikation meiner Patenjugendlichen als Palästinenserin keine jugendliche Laune. Der palästinensische Hintergrund prägte maßgeblich die Zugehörigkeitsgefühle und sozialen Netzwerke sowie die sozioökonomischen Bedingungen und rechtlichen Voraussetzungen ihrer Familie, sowohl in Syrien als auch in Deutschland.

In verschiedenen Workshop- und Weiterbildungsangeboten wurden Pat:innen bei WG für die Komplexität der soziokulturellen Lebenswelten von Geflüchteten sensibilisiert. Dabei wurden jedoch keine Bezüge zu den konkreten Hintergründen einzelner Akteure hergestellt. Derlei Informationen lagen schlicht nicht vor, denn im Vermittlungsprozess der Patenschaften wurde meist davon abgesehen, spezifische Erfahrungen der Familien zu erfragen. Als ich die Koordinatorin hierzu einmal ansprach, erklärte mir diese, dass diese Hintergrundinformationen für ihre Arbeit nicht relevant seien. Ihr genügte das Wissen darum, dass Länder wie Syrien und Afghanistan Herkunft vieler Menschen waren, die als Geflüchtete nach Deutschland kamen und sich für Patenschaften interessierten. Ihr widerstrebte es, Details der Fluchtmotive zu ermitteln und somit möglicherweise bei ihrem Gegenüber den Anschein zu erwecken, deren Legitimität in Frage zu stellen. Das betrachtete sie nicht als Aufgabe des Vereins. Die im Vermittlungsprozess erfragten und geteilten Informationen beschränkten sich somit überwiegend auf das Herkunftsland, was neben einer respektvollen Zurückhaltung der Koordinatorin, allzu persönliche Details zu erfragen, auch vor dem Hintergrund eines zunächst fehlenden Bewusstseins gegenüber den komplexen soziokulturellen Hintergründen sowie einer latenten Sprachbarriere eingeordnet werden muss.

Zu Beginn der Patenschaftsprojekte für geflüchtete Kinder und Jugendliche besuchten die Koordinatorinnen die benachbarten Schulen im Kiez. Dort stellten sie die Projekte mithilfe von Schulsozialarbeiterinnen in den Willkommensklassen und zu den Elternabenden vor oder luden ganze Klassen und die Eltern der Kinder direkt in die Vereinsräumlichkeiten ein. Mitunter gingen sie auch in die benachbarten Gemeinschaftsunterkünfte für Geflüchtete, klopfen dort an die Zimmer und verteilten Flyer. Hieraus entstanden die ersten Patenschaften. Damals boten viele Kiezcafé-Frauen und -Jugendliche ihre Hilfe beim Übersetzen sowie bei der Kontaktaufnahme in Schulen und Unterkünften für Geflüchtete an und brachten neue syrische Nachbarinnen mit. Daraufhin entwickelte sich rasch eine Schneeballdynamik: Von nun an gelangten die zumeist im Wedding lebenden Patenfamilien überwiegend auf Grundlage der Empfehlung von Verwandten, Nachbarinnen und Freunden zum Verein. Das zeigte sich auch daran, dass im Wohnblock meiner Patenjugendlichen noch etliche weitere Patenfamilien lebten. Auch Laras Familie wurde durch den Hinweis einer Nachbarin auf den Verein aufmerksam: Diese sprach die Mutter auf die Deutschkenntnisse ihrer Kinder an und empfahl der Familie eine »Lehrerin«. Fand die Empfehlung im privaten Umfeld der Familie statt, bot das den Vorteil, dass sogleich konkrete Erfahrungen kommuniziert und die Patinnen ande-

rer Familien vielleicht sogar vorgestellt werden konnten. Dadurch gewann das abstrakte Format etwas Konkretes und eine eventuelle Skepsis oder Unsicherheit wurden abgemildert. Vielfach wurden Patenschaften auch an die Geschwister von Kindern vermittelt, die bereits eine Patenschaft hatten. Denn häufig wünschten sich Geschwister auch Paten, wenn sie die Beziehungskonstellation beobachteten. Zudem bemühte sich der Verein, eine Familie mit weiteren Patenschaften zu unterstützen, wenn die Koordinatorinnen einschätzten, dass der entsprechende Bedarf und Wunsch dazu vorhanden waren. Wenn die Eltern bereits mit dem Vermittlungsprozess vertraut waren, erleichterte das zudem die Arbeit der Koordinatorinnen.

Vereinzelt empfahlen auch Lehrer eine Patenschaft: So suggerierte etwa die Lehrerin eines Jungen dessen Familie eine Patenschaft, obwohl sich die Eltern bislang dagegen aussprachen. Ein Geschwisterkind hatte bereits eine Patenschaft. Das schien der Familie zu genügen. Als die Mutter jedoch ihr zehntes Kind bekam, zeigte sich die Lehrerin alarmiert und argumentierte bei der Familie und bei WG für eine weitere Patenschaft. Bei einer sechsköpfigen Familie aus Afghanistan wiederum, die nach sieben Jahren in Deutschland noch immer in einem zu einer Geflüchtetenunterkunft umfunktionierten Hotel lebte, wurde der Kontakt zum Verein von der Familienkinderkrankenschwester hergestellt. Die engagierte Frau recherchierte selbst Angebote, von denen sie hoffte, dass sie besonders dem zwölfjährigen Sohn der Familie ein soziales wie räumliches Umfeld außerhalb von Schule und Unterkunft erschließen könnten und stieß dabei auf WG. Kammen Familien über den Kontakt eines Lehrers, einer Betreuerin oder Sozialarbeiterinnen zum Verein, gestaltete sich das Erstgespräch mit ihnen, auf das ich im folgenden Unterkapitel ausführlich eingehe, vielfach komplizierter: Im Fall der erwähnten Empfehlung durch die Lehrerin war bereits die telefonische Kontaktaufnahme schwierig, denn die weitergegebene Nummer stimmte zunächst nicht. Die Mutter versäumte anschließend gleich drei Verabredungen mit der Koordinatorin. Derlei Rückschläge akzeptierte diese als Teil ihrer Arbeit, beklagte jedoch zugleich, dass sie das ihre ohnehin knapp bemessene Arbeitszeit koste. Die Patenfamilien verstünden meist nicht, so erklärte sie mir einmal, was ein solch geplatzter Termin für das Gegenüber bedeute. Dieses Unverständnis der Patenfamilien wurde häufig auf deren kulturelle Prägung oder Mentalität zurückgeführt.

Zu dem verabredeten Treffen mit der afghanischen Familie waren neben der Familienkinderkrankenschwester, Mirjam und mir noch drei Stadtteilmütter<sup>2</sup> anwesend, von denen eine für die Familie ins Dari übersetzte. Die anderen beiden Stadtteilmütter erklärten uns, Arabisch, Kurdisch und Türkisch übersetzen zu können. Sie zeigten sich vom Patenschaftsformat begeistert und äußerten, dass dieses für viele ihrer Klienten sinnvoll sein könne. Diesen Elan bremste Mirjam jedoch sofort bedauernd ab, da sie so viele Vermittlungen mit ihren knappen Ressourcen nicht bewerkstelligen konnte. Wir saßen ungestört hinter der Lobby des vormaligen Hotels in einem Sitzkreis. Unser Austausch gestaltete sich neben der enthusiastischen Interessenbekundung von Seiten der anwesenden Frauen eher spärlich. Die Familie selbst kam beinahe eine Stunde zu spät zum vereinbarten Treffen, was Mirjam mir gegenüber während der Wartezeit mit einem

2 Stadtteilmütter sind Frauen mit Migrationserfahrung, die andere Mütter zu Fragen der Erziehung, Kindergesundheit und weiteren Themen rund um die Familie beraten und begleiten.

»Sieht nicht gut aus.« kommentierte. Ihre Aussage sollte mich vorwarnen, dass auch dieser Termin ausfallen könnte. Nachdem die Familienkinderkrankenschwester mehrfach bei der Mutter angerufen hatte, stieß diese schließlich mit drei ihrer vier Kinder zu uns. Mirjam führte die Verspätung anschließend darauf zurück, dass die Motivation für eine Kontaktaufnahme zum Verein nicht von der Familie selbst kam, sondern eine dritte, externe Partei involviert war. Ich vermute, dass diese eine hierarchisch aufgeladene Professionalität repräsentieren kann, die mit einem gewissen Druck oder Zwang assoziiert wird.

Das Interesse vonseiten der Patenfamilien war im Zeitraum meiner Forschung anhaltend groß, wenn nicht gar stetig gestiegen. Die Nachfrage von neuen Freiwilligen unterlag hingegen größeren Schwankungen. Sei die Bereitschaft zum Ehrenamt zu Beginn der Projekte im Jahr 2016 noch sehr hoch gewesen, so erläuterten mir die Koordinatorinnen, habe diese in den vergangenen Jahren tendenziell eher abgenommen. Besonders während der Pandemie ging die Zahl der Ehrenamtlichen rapide zurück. Obwohl das Interesse an Patenschaften mit den Lockerungen der Einschränkungen zunächst wieder anstieg, brach besonders die Gruppe der Studierenden nachhaltig weg. Das führte Mirjam darauf zurück, dass Studierende seither selbst vermehrt mit teilweise existentiellen Prekaritäten zu kämpfen hätten. Im Herbst 2023 erklärte die Koordinatorin in einer unserer Reflexionsrunden für neue Pat:innen, dass sie erst nach und nach verstünden, welche massiven Auswirkungen die Pandemie auf ihre Arbeit hatte und bis heute hat. Die Möglichkeiten, Begegnungen und Beziehungen zu stiften, seien durch die Pandemie nachhaltig verändert worden. Sie betonte jedoch, dass Patenschaften, ungeachtet der Nachfrage von Freiwilligen, zu keinem Zeitpunkt an Relevanz verloren hätten. Im Gegenteil. Die wirklichen Herausforderungen einer diversen Gesellschaft zeigten sich erst über die Jahre.

Auch Pat:innen fanden vereinzelt über Empfehlungen von Freunden oder Bekannten, die selbst eine Patenschaft pflegten, zum Verein. Andere wurden über Werbung im städtischen Umfeld (mit Plakaten und dem Fahrgastfernsehen der Berliner U-Bahn) und über E-Mail-Verteiler aufmerksam oder fanden über eine eigenständige Internetrecherche zu den Projekten von WG. Der Großteil der Interessierten kam jedoch über Ehrenamtsagenturen wie die Stiftung Gute-Tat<sup>3</sup>, Go Volunteer und Vostel. Diese Agenturen vermitteln das Angebot und die Nachfrage auf dem Freiwilligenmarkt:<sup>4</sup>

Freiwilligenagenturen [...] sind ein Kind des Ehrenamts-Hypes im Zuge der neoliberalen Umgestaltung der Gesellschaft. [...] Inzwischen gibt es bundesweit 630 Freiwilligenagenturen, auch überregional als internetbasiertes Geschäftsmodell [...]. Anders als die Arbeitsagentur oder die Jobcenter zur Vermittlung in den Erwerbsarbeitsmarkt

- 3 Im Jahr 2000 von dem Unternehmer Jürgen Grenz gegründet, beschreibt die Internetseite der Stiftung dessen Motivation wie folgt: »Beeindruckt von den vielfältigen ehrenamtlichen Initiativen in seinem privaten Umfeld wollte Jürgen Grenz einen konkreten Beitrag leisten, das Engagement von Privatpersonen, gemeinnützigen Organisationen und verantwortungsbewussten Unternehmen strukturell zu unterstützen.« (Gute-Tat)
- 4 Über die Rolle und Funktionsweise von derartigen Agenturen für das Produktivitätsdispositiv, in dem das Engagementpotenzial bislang wenig involvierter Bevölkerungsgruppen für die Abmilderung gesellschaftlicher Krisen nutzbar gemacht werden soll, vgl. Neumann (2016, 155ff.).

haben es die Freiwilligenagenturen Woche um Woche mit einem Überangebot an Beschäftigungsmöglichkeiten zu tun, denen aber nur eine eher geringe Zahl an Freiwilligen gegenübersteht. (Pinl 2018, S. 63)

Bei Gute-Tat füllt man über eine Maske verschiedene Kriterien hinsichtlich möglichen Zielgruppen (hier reicht das Spektrum von Seniorinnen, über Straffällige, Geflüchtete und migrierte Personen), Tätigkeitsfeldern (geht es um Hausaufgabenhilfe, Aktivitäten in der Nachbarschaft, Reparaturen oder Patenschaften?) und zeitlichem Umfang aus. Darüber hinaus kann der mögliche Einsatzort näher definiert und ggf. dem Wunsch nach einem Kurzzeiteinsatz Ausdruck verliehen werden. Unter Berücksichtigung dieser Kriterien werden den Interessierten dann entsprechende Projekte vorgeschlagen, um dem Wunschengagement näher zu kommen. Zuvor registriert man sich bei Gute-Tat als Engel und nimmt an einer einführenden Infoveranstaltung teil.

Die Bezeichnung des *Engels* ebenso wie die von den Trägervereinen formulierten Bedarfsbeschreibungen der Zielgruppen, welche jenen vielfach eine spezifische Bedürftigkeit zuschreiben, leisten der Vorstellung eines vermeintlich altruistischen Motivs des einseitigen Helfens Vorschub. Ein Weißer Helfer-Komplex wurde, wie bereits erwähnt, in der AG Qualität des KiPa-Netzwerks kritisch diskutiert und Möglichkeiten ausgetauscht, wie eine problematische Motivation zum Ehrenamt verhindert bzw. wie dieser begegnet werden kann. In diesem Zuge wurde jedoch zugleich die Schwierigkeit hervorgehoben, potenzielle Ehrenamtliche abzulehnen. Im Gegensatz zu den Patenfamilien galten sie als weniger zahlreich und stellten entsprechend ein »rares Gut« dar, wie es eine Koordinatorin in einem AG-Treffen einmal bezeichnete. Vielversprechender sei es, so der allgemeine Tenor in der AG Qualität, Ehrenamtliche diesbezüglich zu sensibilisieren, was jedoch wiederum durch die begrenzten zeitlichen, personellen und finanziellen Ressourcen der Trägervereine erschwert wurde.

Die große Mehrzahl der Pat:innen bei WG und anderen Berliner Patenschaftsvereinen waren Frauen – ein typisches Merkmal des (ehrenamtlichen) Care-Sektors. Mirjam bedauerte dies ein ums andere Mal: Männliche Paten seien besonders für Jungen wichtig. Auch in anderen Vereinen und von Netzwerkseite wurde der Mangel an männlichen Paten thematisiert und nach Strategien gesucht, um dieses Ungleichgewicht auszugleichen. Ein Großteil der Patenfamilien bevorzugte jedoch ebenfalls Frauen als Patinnen. Dies ist zum einen auf die in der Zielgruppe vielfach geteilte Vorstellung zurückzuführen, Frauen könnten besser mit kleineren Kindern umgehen. Zum anderen fanden die Patenschaftstreffen, gerade bei den Jüngeren, meist bei den Familien zu Hause statt. Es sei für die überwiegend muslimischen Familien dann eher unüblich, erklärte Mirjam wiederholt neuen Freiwilligen, dass ein fremder Mann in die Wohnung käme, wenn der Vater nicht zu Hause ist. Auch müssten die Frauen dann zu Hause ihr Kopftuch aufsetzen, was als weiteres Argument gegen männliche Paten galt.<sup>5</sup> Besonders wenn Jungen

5 In einem Treffen der Fokusgruppe wies uns eine Studierende, die nebenberuflich als Erzieherin tätig war, darauf hin, dass ein solcher Gender-Bias und ein damit verknüpfter Argwohn gegenüber männlichen Erziehern oder außerfamiliären Bezugspersonen auch außerhalb muslimisch geprägter Familien vorzufinden seien.

älter wurden und in die Pubertät kamen, konnte die familiäre Präferenz für weibliche Patinnen jedoch zunehmend Abneigung bei den Patenjugendlichen hervorrufen: So wollte etwa ein 15-jähriger Junge mit seiner Patin nicht gemeinsam im Kiez unterwegs sein, weil es ihm peinlich war. Die beiden trafen sich stattdessen bei der Familie zu Hause, wo sie hauptsächlich Englisch miteinander übten. Auch eine weitere Patenschaft endete, weil es dem Jugendlichen unangenehm war, mit einer fremden Frau in der Öffentlichkeit gesehen zu werden.

## 5.2 Erstgespräche

Fanden Interessierte den Weg zum Verein, vereinbarte Mirjam zunächst einen Termin für das Kennenlerngespräch, was normalerweise unter vier Augen in den Gemeinderäumlichkeiten stattfand. Ich nahm an den Erstgesprächen der Studierenden meiner Fokusgruppe mit der Koordinatorin teil – das war mit diesen so abgesprochen. Zu weiteren Gesprächen wurde ich nicht eingeladen, was ich im Besonderen auf die Erklärung von Mirjam zurückführe, dass in diesen Gesprächen mitunter sehr sensible und persönliche Thematiken aufgegriffen wurden. So wurde beispielsweise einmal die Medikamentierung einer Interessentin aufgrund psychischer Belastungen besprochen, wie mir die Koordinatorin erklärte. Mirjam verwendete für die Erstgespräche einen Fragebogen mit Standardfragen, auf dem sie die Antworten ihrer Gesprächspartner notierte. Dieser Leitfaden diente ihr sowohl für das Matching als auch für die spätere Begleitung der Patenschaft als Gedächtnisstütze. In den Erstgesprächen erfragte Mirjam noch einmal die Motivation für eine Patenschaft und Präferenzen hinsichtlich Alter und Geschlecht des Patenkindes. Weitere Fragen lauteten etwa folgendermaßen: Was würden Familienmitglieder oder Freundinnen zu der Patenschaft und über die Eignung als Patin sagen? Was sind positive oder negative charakterliche Eigenschaften der Engagierten? Welche Aktivitäten stellen sich die Freiwilligen mit ihrem Patenkind vor? Und wie könnte eine herausfordernde Situation in der Patenschaft aussehen? Mit der letzten Frage wurde sogleich ein Raum zur Besprechung von Unsicherheiten oder Ängsten geschaffen und mögliche Verhaltensweisen gemeinsam eruiert. Wie würde man sich etwa verhalten, wenn das Kind oder die Familie nach mehrmaliger Kontaktaufnahme nicht reagiert? Weil derartige Situationen, wie bereits beschrieben, wiederholt Irritationen und Unsicherheiten bei den Pat:innen hervorriefen, oder gar zum frühzeitigen Scheitern der Beziehung führten, sensibilisierte Mirjam die Freiwilligen gleich zu Beginn, dass es dann nötig sei, nachzuhaken und dranzubleiben. In den wenigsten Fällen, so betonte sie, sei der Grund für die einseitige Kommunikation ein mangelndes Interesse der Familie an der Patenschaft.

Auch für die Erstgespräche mit den Eltern und Kindern existierte ein Fragebogen. In diesen wurden neben etwaigen Migrations- oder Fluchterfahrungen<sup>6</sup> die Erwartungshaltungen an die Patenschaft, Interessen und Stärken des Kindes, Präferenzen bzgl. des

6 Diese Informationen waren relevant, um sicherzustellen, dass die Patenfamilien zu den Zielgruppen der Projektbeschreibungen gehörten. Hier bestand jedoch Spielraum (s.u.), denn der Verein dokumentierte keinerlei offizielle Nachweise einer möglichen Fluchterfahrung.

Geschlechts der Patin bzw. des Paten sowie zeitliche Kapazitäten der Familie und deren Wohnort adressiert. Besonders die Frage nach den Erwartungen an die Patenschaft war für die Familien jedoch häufig schwer verständlich und/oder schwer zu beantworten (s. 4.2.1). Entsprechend blieb es hier vielfach bei wenig aussagekräftigen Äußerungen. Während mit potenziellen Pat:innen für ein ausführliches Kennenlerngespräch stets ein Termin vereinbart wurde, wurde der Fragebogen an die Eltern überwiegend gemeinsam mit der Koordinatorin ausgefüllt, wenn die Familien das erste Mal den Kontakt zum Verein suchten. Dies fand meist während des Kiezcafés statt und war für die Koordinatorin selten planbar.<sup>7</sup>

Den Erstgesprächen mit neuen Pat:innen und Patenfamilien lagen Kriterienlisten<sup>8</sup> mit Attributen zugrunde, welche die jeweiligen Zielgruppen mitbringen sollten. In der Liste für Pat:innen werden zunächst *harte Kriterien* wie ein erweitertes polizeiliches Führungszeugnis ohne Eintrag, ein C1-Deutsch-Niveau, ein Mindestalter von 18 Jahren, die räumliche Nähe zum Verein und/oder zur Patenfamilie, zeitliche Kapazitäten, stabile Lebensumstände, die Bereitschaft zur vorbereitenden verpflichtenden Schulung (der Einführungsveranstaltung) sowie zum weiteren Kontakt mit dem Verein benannt. Anschließend werden *softe Kriterien* angeführt. Zu diesen gehören Verlässlichkeit, emotionale Stabilität (und das Vermögen, eigene Probleme aus der Patenschaft auszuklammern um das Kind nicht damit zu belasten), Empathie und die Fähigkeit, dem Patenkind zuzuhören. Weiterhin werden Selbstreflexivität und Kritikfähigkeit, ein konstruktiver Umgang mit Konflikten, Geduld und Durchhaltevermögen, ein wertschätzendes Verhalten (hier im Speziellen »Individualität und Meinung des Patenkindes respektieren, Anstrengungen, Erfolge und Fähigkeiten des Patenkindes anerkennen«), Aufgeschlossenheit und Zugänglichkeit (bezieht sich auf die »Lebenswelt von Kindern und Jugendlichen [...], insbesondere ihrer soziale[n] Situation (Migrationshintergrund und Bildungsferne)«), kommunikative Fähigkeiten, Kooperativität, Humor und Leichtigkeit angeführt. Hinsichtlich der Motivation der Freiwilligen schließlich sollten eine »Balance zwischen altruistischen Motiven und Eigeninteresse« sowie »realistische Motive (problematisch: Selbstüberschätzung, fehlende soziale Kontakte, Rehabilitierung)« erkennbar sein.

Die Aufführung der letztgenannten Aspekte zeigt, dass der Verein die Problematik eines übersteigerten und unreflektierten Wunsches, helfen zu wollen, auch im Vermittlungsprozess reflektierte. Mögliche weitere Gefahren werden ebenfalls in dieser Kriterienliste aufgegriffen: Straffälligkeit, diskriminierendes Verhalten, Drogen- oder übermäßiger Alkoholkonsum, schwere psychische Erkrankungen, Machtmissbrauch, Diskriminierung, Verletzung der Schweigepflicht sowie Rollenüberschreitungen (z.B. therapeutische Behandlung des Kindes oder eine romantische/sexuelle Beziehung zu diesem)

7 Als aufgrund der wiederkehrenden Einschränkungen durch die COVID-19-Pandemie und der anhaltenden Bauarbeiten an der Kirche das Kiezcafé nicht länger stattfand, traf sich Mirjam auch mit den Eltern zu gesonderten Terminen.

8 Diese Kriterienlisten stellte mir die Koordinatorin auf Nachfrage zur Verfügung. Da es sich hierbei jedoch um interne Dokumente von WG handelt, belege ich Zitate hieraus nicht mit einer Quellenangabe und führe die Dokumente nicht im Literaturverzeichnis auf.

führen demnach zum Ausschluss. Notwendige Eigenschaften für die in Kapitel 4.2.3 beschriebene emotionale Vorleistung der Pat:innen und die Fähigkeit, eigene Bedürfnisse zu regulieren und Verhaltensweisen sensibel auf das Gegenüber anpassen zu können, werden ebenfalls in den soften Kriterien (Empathie, Selbstreflexivität, Geduld und Durchhaltevermögen, Humor und Leichtigkeit etc.) adressiert. Das Dokument unterstreicht abschließend, dass nicht alle Attribute erfüllt sein müssen. »Je mehr Kriterien und Kompetenzen in die Patenschaft einfließen, desto höher sind [jedoch] die Chancen auf einen erfolgreichen Verlauf der Patenschaft«.

Im Erstgespräch lasen die Ehrenamtlichen zudem ausführlich den Ehrenkodex des Vereins, den sie anschließend unterschrieben. Dieser benennt ethische Grundsätze und Regeln, »die für jeden unserer Haupt- und Ehrenamtlichen verbindlich gelten« (WIR GESTALTEN e.V. b). Der Kodex definiert den Verein als diskriminierungsfreien Raum, unterstreicht dessen politische und religiöse Neutralität sowie seine Gemeinnützigkeit. WG verpflichtet sich hierin zudem der Transparenz im Sinne eines offenen und regelmäßigen Austauschs aller Beteiligten. Weiterhin werden ein respektvoller Umgang und gegenseitige Achtung, insbesondere gegenüber Kindern und Jugendlichen, betont und individuelle Grenzen hinsichtlich des Verhältnisses von Nähe und Distanz hervorgehoben:

Die individuellen Grenzen, insbesondere bezogen auf die Intimsphäre und Grenzen der Scham, achten wir. Keiner darf verbaler, körperlicher, seelischer oder sexueller Grenzüberschreitung oder Gewalt ausgesetzt werden. Dies gilt insbesondere für Schutzbefohlene und Beziehungen mit einem Machtgefälle (wie Erwachsene und Kinder). (Ebd.)

Pat:innen erkundigten sich wiederholt, inwiefern sich denn auch Eltern und Kinder zu den im Ehrenkodex niedergeschriebenen Grundsätzen verpflichten sollten. Die Koordinatorin erklärte, dass sie das durchaus für wichtig halte, gerade wenn sie im Kiezcafé beobachte, wie die Mütter mitunter ihre Kinder hin und her scheuchten und damit offensichtlich nicht deren Grenzen respektierten. Dass eine erste Assoziation für die Wichtigkeit des Ehrenkodexes hier den innerfamiliären Umgang miteinander und nicht etwa die Interaktion zwischen Ehrenamtlichen und Familien betraf, ist interessant. Die Koordinatorin »übersetzte« das Dokument bereits in eine einfache(re) Sprache. Als sie den Text jedoch anschließend der Honorarkraft zum Lesen gab, die für den Verein auch in Gesprächen mit Familien häufig ins Arabische dolmetschte, wurde deutlich, dass diese das Dokument nicht verstand. Die hierin formulierten Werte und Verhaltensweisen wurden trotz der Übertragung in eine einfache(re) Sprache nicht ohne Weiteres nachvollziehbar. Die Koordinatorin führte das auf fehlende Aufklärung und Bildung zurück: Die Eltern würden dahingehend einfach woanders stehen. Die Vermittlung der im Ehrenkodex benannten Werte an die Patenfamilien würde dem Verein also deutlich mehr Kapazitäten abverlangen. Angesichts der begrenzten personellen und finanziellen Ressourcen mussten auf dieser konzeptuellen Ebene indes Abstriche gemacht werden.

In der Fokusgruppe besprachen wir die Erfahrungen und Eindrücke dieser ersten Begegnungen im Verein. Alle stimmten darin überein, dass die Gespräche in einer vertrauensvollen, gemütlichen, annähernd familiären Atmosphäre stattfanden. Einige der

Studierenden artikulierten jedoch auch, dass ihr Erstgespräch einem Bewerbungsgespräch oder Interview glich. Besonders die Fragen nach ihrer Eignung als Patin sowie positive und negative Eigenschaften, die sie in die Patenschaften einbringen würden, erweckten bei manchen den Eindruck, »liefern zu müssen«. Eine Teilnehmende assoziierte den durch die Fragen angestoßenen Reflexionsprozess hingegen mit einer Möglichkeit, Augenhöhe herzustellen:

Ich finde auf jeden Fall interessant, dass man erst mal darüber nachdenken muss, was man selber persönlich bieten kann. Weil es wird ja oft immer dieses Helfen ... und man engagiert sich irgendwo – aber was man persönlich als Qualitäten tatsächlich mitbringt, was einen auch geeignet macht in der Position [...], da wurde ich das erste Mal mit so wirklich konfrontiert. So dass ich echt nennen musste, was ich mitbring', was kann ich bieten. Und ich find davor geht das immer so ein bisschen verloren, weil man ja irgendwie für andere Menschen was macht. [...] Ich finde das ist so, dieses Engagement hat so diese Konnotation irgendwie, worüber man natürlich auch reflektieren sollte... Dass es eben nicht so einseitig ist, sondern auf Augenhöhe und dafür braucht man eben auch 'ne Reflexion von der eigenen Rolle. Ich glaub', das ist mir erst so während des [Erst-]Gesprächs so richtig bewusst geworden, wie konkret das auch sein sollte. (Fokusgruppe 01.11.2019)

Diese Überlegung schließt an die Kritik am Motiv des Helfens an: Ehrenamtliche bräuchten für ihr freiwilliges Engagement nur geringe bis keine Fähigkeiten oder Eigenschaften. Der Wille, helfen zu wollen, genüge. Wir diskutierten die Asymmetrie des Helfens wiederholt und ausführlich in unseren Treffen. Der durch die Frage der Eignung angestoßene Reflexionsprozess und die Notwendigkeit, bestimmte Eigenschaften und Fähigkeiten mitzubringen, wird von der Studentin mit der Möglichkeit assoziiert, Augenhöhe herzustellen. Eine andere Studentin entgegnete dazu wiederum, dass die einseitige Betonung von Verantwortlichkeit der Pat:innen in der Beziehung für sie gerade ein Moment darstellte, das der Herstellung von Augenhöhe entgegenstand.

Die Liste notwendiger und erwünschter Eigenschaften für die Patenfamilien fällt deutlich kürzer aus als für Pat:innen: Es werden die räumliche Nähe, eine Altersspanne des Patenkindes zwischen 6 und 18 Jahren, zeitliche Kapazitäten der Familie sowie die Bereitschaft zum Austausch mit dem Verein angeführt. Hervorgehoben wird zudem die Wichtigkeit, dass ein Vorgespräch zur Patenschaft mit Eltern *und* Kind stattfindet und die Eltern mit dem Kind fortwährend über die Patenschaftsbeziehung sprechen. Bei den Patenfamilien sollte »Interesse an regelmäßigen Treffen zur Gestaltung der Freizeit von Eltern *und* Kind vorhanden sein«. Damit wird das Arrangement explizit von einer reinen Lernpatenschaft abgegrenzt. Zugleich wird an dieser Kriterienliste die Bedeutung sichtbar, die der Verein der Achtung der Bedürfnisse des Kindes zuschreibt (s. 4.3). Auch in dieser Liste werden softe Kriterien aufgeführt, auch wenn diese nicht als solche benannt sind: Die Familie sollte der gespendeten Zeit der Ehrenamtlichen gegenüber wertschätzend eingestellt sein und »die Grenzen des ehrenamtlichen Engagements respektieren« können. Zudem ist auch von den Familien Zuverlässigkeit bei den Terminabsprachen gefragt sowie eine Aufgeschlossenheit gegenüber der Lebensweise der Patin. Als Ausschlusskriterien werden diskriminierendes, übergreifendes oder gewaltvolles Ver-

halten gegenüber dem Paten, wiederholte Unzuverlässigkeit, religiöse Missionierungs- oder politische Lobbyarbeit und der Unwille des Kindes, sich mit der Patin zu treffen, angeführt.

Die Erstgespräche nahmen auf die einzelnen Aspekte der Kriterienlisten im Gespräch sukzessive Bezug. Die Listen waren jedoch für die Freiwilligen und Familien nicht einsehbar. Fragen, wie sich ehrenamtlich Interessierte etwa eine schwierige Situation in der Patenschaft vorstellen oder wie sie mit einer Kontaktfraute von Seiten der Familien umgehen würden, fungierten als Gesprächsstimuli, die Geduld, Umgang mit Konflikten, Frustrationsschwelle und Selbstreflexion nicht in Form von Suggestivfragen abhandelten, sondern aus der Reaktion zu konkreten Situationen heraus beurteilten. Beim Vergleich der Kriterienlisten für Pat:innen und Familien spiegelt sich die im vorigen Kapitel beschriebene asymmetrische Grundkonstellation und das Erfahrungsgefälle in der Patenschaftsbeziehung wider: Besonders das Vermögen, sich in das Patenkind einfühlen zu können, gleichzeitig emotional stabil zu sein, eigene Belastungen aus der Beziehung auszuklammern, sich selbst zurückzunehmen und geduldig etwaige Durststrecken in der Patenschaft zu überdauern, dabei die Entwicklung des Kindes zu fördern und offen gegenüber fremden Kontexten und Lebenssituationen zu sein, unterstreichen die Rolle der Pat:innen als *Gebende*, die bei herausfordernden und irritierenden Momenten in ›Vorleistung‹ gehen sollen. Die genannten Aspekte weisen dabei unverkennbar eine affektiv-emotionale Dimension auf. Die Liste beinhaltet zudem Attribute, welche die Eignung von Pat:innen als zusätzliche Erziehungsinstanz (die die Entwicklung von Selbstständigkeit und Selbstwirksamkeit des Patenkindes fördern) sicherstellen sollen. Es wird eine starke Erwartungshaltung gegenüber den Pat:innen erkennbar. Die Kriterienliste für Familien fällt vor dem Hintergrund, möglichst vielen Familien die Vorzüge einer Patenschaft ermöglichen zu wollen, deutlich kürzer aus. Die Erwartung eines wertschätzenden Verhaltens gegenüber der gespendeten Zeit der Pat:innen sowie das Respektieren der Grenzen ehrenamtlichen Engagements schreibt den Familien in diesem Zuge jedoch eindeutig die Rolle der *dankbar Empfangenden* zu, die nicht zu viel fordern (s. 3.2.4 und 4.2).

Der Koordinatorin war bewusst, dass ihre Arbeit auch bei den Erstgesprächen den Schwerpunkt auf die Pat:innen legte, und der Austausch mit den Familien und Kindern ausgebaut werden müsste. Auch im KiPa-Netzwerk war diese Thematik unter den verschiedenen Trägervereinen bekannt. Angesichts knapper zeitlicher und finanzieller Ressourcen priorisierte WG sowie andere Vereine jedoch die Vorbereitung und Sensibilisierung der angehenden Pat:innen gegenüber der Arbeit mit den Patenfamilien und -kindern und verstärkte damit das grundsätzlich asymmetrische Verhältnis zwischen den Parteien.

### 5.3 Jonglage in der Blackbox – Auswahl und Matching der Parteien

Entsprechend der Kriterienliste galten nicht alle potenziellen Pat:innen und Patenfamilien gleichsam als geeignet für eine Patenschaft. Es fand ein mehr oder minder expliziter Auswahlprozess statt, der jedoch immer vor dem Hintergrund der meist geringeren Zahl Freiwilliger abgewogen werden musste. Auf Seiten der Pat:innen fungierte be-

reits der mitunter langwierige Prozess der Vermittlung als Auslese. Zwischen der ersten Kontaktaufnahme zum Verein und der Vermittlung eines Patenkindes vergingen aufgrund der verpflichtenden Teilnahme an der Einführungsveranstaltung und der Terminfindung für das Kennenlorgespräch von Patenfamilie und Patin mitunter bis zu drei Monate. Für die ernsthaft Interessierten stelle dies jedoch kein Hindernis dar, so die Koordinatorin, die die Ausfallquote bei neuen Freiwilligen im Verlauf des Vorbereitungsprozesses auf circa 40 Prozent schätzte. Obwohl sie die Ehrenamtlichen darauf vorbereitete, dass die Vermittlung längere Zeit in Anspruch nehmen könnte, bemühte sie sich dennoch stets, sie nicht allzu lange warten zu lassen und hierdurch womöglich als Pat:innen zu verlieren. Wenig geeigneten Interessenten erklärte sie hingegen meist direkt, dass stabile Lebensumstände für eine Patenschaftsbeziehung wichtig, und biografische Übergangssituationen oder etwaige psychische Belastungen eine schwierige Ausgangssituation darstellten. Den Angesprochenen empfahl die Koordinatorin, sich eventuell zu einem späteren Zeitpunkt noch einmal im Verein zu melden. Meines Wissens geschah dies jedoch meist nicht.

Auch Familien und Patenkinder galten mitunter als unpassend für eine Patenschaft. Wie bereits dargestellt, gaben die Projekte das Kriterium der Fluchterfahrung vor. Hier hatten die Koordinatorinnen jedoch einen Ermessensspielraum, der ihnen erlaubte, einzeln auch langjährige Besucherinnen des Kiezcafés ohne rezente Fluchterfahrung in Patenschaften zu vermitteln. Entscheidend schien dabei, dass die Kinder entweder bereits Patenschaftserfahrung hatten und der Verein den Kindern eine Kontinuität dieser ermöglichen wollte, sie eine spezifische Bedarfslage aufwiesen oder deren Mütter sich hinsichtlich ihres Anliegens besonders engagiert zeigten. Letzteres führte etwa dazu, dass eine langjährige Besucherin des Kiezcafés für ihre älteste Tochter eine Patenschaft erhielt. Nachdem mich diese Mutter wiederholt fragte, ob ich mir denn nicht eine zusätzliche Patenschaft mit ihrer Tochter vorstellen könne, bestärkte ich sie darin, bei Mirjam und Kerstin am Ball zu bleiben. Mirjam lobte schließlich ihre Hartnäckigkeit und erklärte mir später, dass man die Frauen auch für ihr Engagement und ihre Initiative belohnen müsse. Wenn der Einsatz der Mütter jedoch so weit ging, dass sie versuchten, an der Koordinatorin vorbei selbstständig Interessierte bei WG für eine Patenschaft mit ihren Kindern zu gewinnen, wurde das unterbunden.

Ein Hinderungsgrund, der bereits aus der Kriterienliste für Patenfamilien hervorging, war, wenn Familien ihre Kinder nicht in die Entscheidung für eine Patenschaft einbezogen und sich dann im Vermittlungsprozess herausstellte, dass die Kinder kein Interesse hatten. Mirjam bemühte sich aus diesem Grund, das Kind im Gespräch direkt zu adressieren und fragte zum Beispiel nach dessen Hobbys und Wünschen für gemeinsame Unternehmungen mit der Patin. Dieses Vorgehen entspricht dem soziokulturell spezifischen (Erziehungs-)Ideal, die Bedürfnisse und Fähigkeiten von Kindern einzubeziehen und einen Austausch herzustellen, in dem auch sie befähigt werden, Rahmenbedingungen festzulegen. Ich beobachtete jedoch mehrfach, dass Eltern ihre Kinder nicht zum Erstgespräch oder zum Kennenlernen mit ihrer Patin mitbrachten. Derlei kritisierten die Koordinatorinnen scharf und sprachen die Familien hierauf an. Sie bestanden darauf, zunächst auch die Kinder kennenzulernen. Diese waren indes vielfach nicht in der Lage, die Fragen der Koordinatorin nach ihren Wünschen für die Patenschaft zu beantworten.

Auch die weit verbreitete Vorstellung von Eltern, Pat:innen seien zuvorderst für die schulische Unterstützung ihrer Kinder zuständig, wurde im Vermittlungsprozess thematisiert. Die Koordinatorin bemühte sich dann, den Wert einer Beziehung zu kommunizieren, die zuvorderst den Freizeitlichen Bereich fokussiert. Beharrten die Familien auf einer schulischen Schwerpunktsetzung, konnte dies ebenfalls zu einem Hindernis für die Vermittlung einer Patenschaft werden. In dem zuvor erwähnten Erstgespräch mit der afghanischen Familie in der Geflüchtetenunterkunft bedurfte die Erklärung der Ziele einer etwaigen Patenschaft einer ausführlicheren Erläuterung: Mirjam versuchte gemeinsam mit der übersetzenden Stadtteilmutter der Mutter zu erklären, dass Pat:innen mit ihren Kindern neue Orte in Berlin erkunden und spielen könnten und dabei vor allem auch eine sprachliche Unterstützung für das Patenkind seien. Als die Mutter gefragt wurde, was sie sich für ihre Kinder wünsche, antwortete diese nach einigem Überlegen, dass sie selbst die Kinder nicht bei den Hausaufgaben unterstützen könne, da sie die Aufgaben nicht verstehe. Sie wünsche sich darum schulische Hilfe für ihre Kinder. Mirjam notierte sich das auf ihrem Fragebogen und antwortete, dass eine Patenschaft auch bei Hausaufgaben helfen könne. Sie unterstrich jedoch anschließend, dass eben auch der Freizeitliche Bereich wichtig sei und wiederholte, dass die Kinder mit den Pat:innen Orte erkunden oder gemeinsam Fußball spielen könnten. Als Mirjam noch einmal nachhakte, was sie sich sonst von der Patenschaft erhoffe, äußerte die Mutter, dass sie dringend Hilfe bei der Wohnungssuche benötige. Mirjam bekräftigte sogleich, dass wir das alle verstünden, dafür jedoch die Patenschaft nicht geeignet sei. Ich hatte den Eindruck, dass die Mutter trotz einer Übersetzungshilfe – die jedoch ebenfalls nur versuchte, den Begriff der *Partnerschaft* oder *Freundschaft* ins Dari zu übertragen – das spezifische Konzept und den Mehrwert einer *Freizeit*patenschaft nicht greifen konnte bzw. eine solche nicht ihren Bedürfnissen entsprach. Entsprechend verhalten äußerte sie sich hinsichtlich der Anmeldung ihrer Kinder zu einer Patenschaft. Mirjam erklärte mir im Nachhinein, dass sie dieses Gespräch als sehr anstrengend empfunden habe. Normalerweise gehe sie aus derlei Treffen mit einer klaren Aussage, ob die Familie eine Patenschaft haben wolle oder nicht, hinaus. Diesmal war das jedoch nicht der Fall. Als bei der Verabschiedung die Stadtteilmütter noch einmal betonten, dass eine Patenschaft auch für weitere Familien in der Unterkunft interessant wäre, pflichtete Mirjam dem bei. Erfahrungsgemäß würde das Ganze zum Selbstläufer werden, sei erst einmal bei einer Familie der Anfang gemacht, so erklärte sie mir im Anschluss. Die Erfahrung spräche sich dann bei den anderen Familien der Unterkunft schnell herum. Bei der ersten Familie sei jedoch sehr viel mehr Vermittlungsarbeit gefragt.

Bedeutsam ist, dass die Vermittlung in der hier beschriebenen Situation eine Form der Überzeugungsarbeit gegen einen anfänglichen Widerstand oder eine Skepsis der Mutter beinhaltete. In den Augen der Koordinatorin war die angestrebte Beziehung, in welcher der Freizeitlichen Gestaltung ein hoher Stellenwert zukommt, für das Kind wertvoll, auch wenn das die Familie vielleicht (noch) nicht erkannte. Sie unternahm daher den Versuch, die Bedürfnisse der Mutter, die sich vor allem um schulische Unterstützung, Hilfe bei behördlichen Schwierigkeiten oder um Herausforderungen wie der Wohnungssuche drehten, sensibel umzulenken.

Eine Woche später erfuhr ich, dass sich die Familie gegen eine Patenschaft entschieden hatte. Die Mutter kontaktierte zunächst die übersetzende Stadtteilmutter und dann

auch die Familienkinderkrankenschwester und teilte diesen mit, dass die Familie derzeit für eine Patenschaft keine Zeit habe und es viel dringender sei, eine Wohnung zu finden. Mirjam zeigte hierfür volles Verständnis und merkte an, dass bei dem Erstgespräch der Stress der Familie bereits deutlich wurde.<sup>9</sup>

Die Fokussierung einer freizeitlichen Beziehungsgestaltung bei WG bedeutete keinesfalls, dass der Verein Bildungsungleichheit, -ungerechtigkeit und die Bedeutung schulischen Erfolgs für seine Zielgruppen verkannte. Im Gegenteil. Diese Aspekte sollten jedoch in den Freizeitpatenschaften vor allem über die Vermittlung alternativer und kreativer Lernstrategien adressiert werden – wenngleich den Koordinatorinnen bewusst war, dass strukturelle Problemlagen nicht durch eine Patenschaft aufgelöst werden können. In der Einführungsveranstaltung für neue Pat:innen wurde darum auch auf eine Sammlung von schulischen Unterstützungsangeboten im Kiez verwiesen, die WG Ehrenamtlichen zur Verfügung stellte. Pat:innen sollten auch eine Lotsenfunktion übernehmen.

Auch eine ausgeprägte Lernschwäche oder eine Verhaltensauffälligkeit der Kinder konnten gegen eine Patenschaft sprechen, da sie die Pat:innen möglicherweise überforderten. Als einer Mutter aus dem Kiezcafé, auf deren älteste Tochter diese beiden Punkte zuträfen, nach vielen Monaten des Wartens eine Patenschaft für ihre älteste Tochter vermittelt wurde, wurde diese aufgrund der schwierigen Umstände frühzeitig wieder beendet. Laut Koordinatorin zeigte sich die Familie wenig kooperativ und kommunizierte zu hohe Erwartungen, Lerndefizite aufzuholen. Zudem erfüllte die Familie nicht das Kriterium der Fluchterfahrung. Obwohl Mirjam hier, wie bereits erwähnt, Ausnahmen machte und es vermied, bei den Familien nach entsprechenden Details zu fragen, orientierte sie sich doch an dieser Bedingung – beziehungsweise legitimierte eine Ablehnung der Patenfamilie damit, wenn auch andere Voraussetzungen unpassend schienen. Die Frau kam irgendwann mit ihren vier Töchtern nur noch sporadisch in den Verein, was die Koordinatorin darauf zurückführte, dass sie enttäuscht und eifersüchtig auf andere Mütter aus dem Kiezcafé war, die in der Zwischenzeit eine Patenschaft vermittelt bekommen.

Direkt im Anschluss an das Gespräch mit der afghanischen Familie erklärte mir Mirjam, dass sie schon Pat:innen für den zwölfjährigen Sohn sowie die vierjährige Tochter im Blick habe. Ich erfuhr, dass eine potenzielle Ehrenamtliche aus beruflichen Gründen keine Patenschaft mit einem syrischen Kind eingehen konnte, die zu der Zeit den Großteil der Patenkinder bei WG ausmachten. Somit hätte die afghanische Familie für diese Interessierte gut gepasst. Vermittelte sie das Mädchen, das mit ihren vier Jahren eigentlich noch zu jung war – auch hier machte Mirjam eine Ausnahme –, so wollte sie auch gleich dem Bruder einen Paten (er wünschte sich einen Mann) vermitteln. Das würde allen Beteiligten die Zeit eines neuerlichen Vermittlungstreffens ersparen. Mirjam meinte

9 Laura Gozzer beobachtete in einem Münchener Projekt für erwachsene Geflüchtete ebenfalls, dass es überwiegend der Verein und die Pat:innen waren, die die Ausrichtung der Patenschaften bestimmen: »Deutlich wird dabei, dass die Beziehungsorientierung teils vor allem den Ambitionen der Pat:innen (angeleitet durch die Initiativen) entspricht, aber seitens der geflüchteten Menschen weniger priorisiert wird, da sie auf sachliche Hilfe, und damit eine stärker aufgabenorientierte Pat:innenschaft angewiesen sind.« (Gozzer 2022, S. 286)

sich zudem zu erinnern, dass der Mann, den sie für den Jungen ins Auge gefasst hatte, ebenso wie das Kind gern Fußball spielte. Dass sie der Vermittlung dieser beiden Patenschaften den Vortritt vor anderen Patenschaften gab, hatte also verschiedene Gründe. Hierzu zählten der Projektschwerpunkt von *Freizeitpatenschaften* mit *geflüchteten* Kindern, die längere Wartezeit der Patin, für die ein syrisches Patenkind nicht in Frage kam und nicht zuletzt auch Mirjams subjektive Einschätzung, dass die Familie in der Geflüchtetenunterkunft bedürftiger war als andere interessierte Familien.

Die beschriebene Konstellation illustriert, dass die Koordinatorin in der Auswahl sowie im Matching der beteiligten Parteien die verschiedenen Rahmenbedingungen, die ihr vonseiten der Geldgeber vorgegeben wurden, die Qualitätskriterien, die gemeinsam im KiPa-Netzwerk entwickelt wurden oder aus eigenen Erfahrungen entstanden, sowie die Bedürfnisse und Präferenzen der beteiligten Akteure jonglierte. Sie war die Schaltstelle, die darüber entschied, wer für eine Patenschaft mit wem geeignet war und wessen Bedürfnisse unter welchen Umständen in der Vermittlung zu bevorzugen waren. Trotz verschiedentlich festgehaltener Qualitätskriterien, möglichen Ausschlusskriterien und diversen Rahmenbedingungen fand das eigentliche Matching in einer Blackbox statt, deren Hüterin die Patenschaftskoordinatorin war. Die schwankende Zahl potenzieller Pat:innen verlangte ihr dabei mitunter pragmatische Abwägungen ab.

Und was bedeutet ein missglücktes Matching? In einem Interview berichtete mir eine 23-jährige Patin von den Schwierigkeiten, die sie vor ihrer aktuellen Patenschaft mit einem siebenjährigen Jungen in einem früheren Tandem hatte. Die aktuelle Beziehung zu dem kleinen Jungen beschrieb sie als sehr positiv: Sie hätten von Anfang an eine Grundsympathie, eine Grundnähe gehabt. »Ich glaube, das ist 'ne sehr emotionale Beziehung, die da gleich passiert ist.« (Interview 12.05.2019) Eine vergleichbare Basis stellte sich in ihrer vorherigen Patenschaft mit einem 14-jährigen Jugendlichen nie ein. Sie führte das auf das nicht gelungene Matching zurück: Sie hätten keine Interessen geteilt, alles wofür sich der Junge interessierte, habe bei ihr nur mäßig Begeisterung ausgelöst und umgekehrt. Sie habe sich dennoch sehr viel Mühe gegeben, erklärte sie mir, aber es sei dadurch eben sehr unausgeglichen und somit auch sehr anstrengend gewesen. Irgendwann schlief die Beziehung dann ein. Schwer wog für sie dabei, dass sie nicht das Gefühl hatte, von dem Jugendlichen angenommen worden zu sein. Sie brauche das Gefühl, so erklärte sie sich, dass sich die Familie und das Patenkind auf und über die Treffen freuten – ein Bedürfnis vieler Pat:innen. Der Jugendliche hatte hingegen, so die Wahrnehmung der Patin, keine Zeit und auch keinen Wunsch bzw. keinen Bedarf für eine Patenschaft, zumindest nicht mit einer jungen Frau. Sie beobachtete, dass der Patenjugendliche bei einem gemeinsamen Treffen mit ihrem Freund viel offener gewesen sei: »Er hat sofort mit ihm geredet und ich musste immer so richtig arbeiten, dass er mal irgendwas erzählt.« Sie mutmaßte daraufhin, dass die Präferenz der Familie für eine weibliche Patin von dem Vater des Jungen formuliert wurde, der keinen Mann als Paten hätte haben wollen. Diese Einschränkung schien jedoch den Vorstellungen des Jugendlichen zuwiderzulaufen. Bei der zweiten Patenschaft bat sie Mirjam, stärker in das Matching eingebunden zu werden, woraufhin ihr diese die Eckdaten aller Familien vorstellte, die zu diesem Zeitpunkt auf eine Patenschaft warteten. Die Vermittlung verlief in diesem zweiten Anlauf umso erfolgreicher. Auffallend ist jedoch, dass es nur die Patin

war, die anhand der ihr vorgestellten Informationen auswählen konnte. Patenfamilien wurde, soweit ich das beobachten konnte, keine solche Mitsprache eingeräumt.

Viele Pat:innen äußerten auf die ein oder andere Weise die Vorstellung, dass die Chemie zwischen Pat:in und Patenkind stimmen, eine Grundsympathie vorherrschen, es einfach funken müsse. Das sei die Basis für alles Weitere:

Wenn du dich jetzt nicht gut mit dem Kind verstehst... [...] Diese Vorstellung, dass du irgendwie einmal die Woche dich mit der treffen musst, obwohl du die gar nicht magst oder so... Das ist ja auch völlig absurd diese Vorstellung, wenn man das mit 'ner erwachsenen Person machen müsste. (Interview 16.06.2020)

[E]s gibt unterschiedliche Typen an Menschen und das hat jetzt nichts mit der Kultur oder mit der Herkunft oder mit der Geschichte von einem zu tun, sondern es gibt einfach Menschen, die kommen besser miteinander klar als andere und das kann natürlich auch sein bei 'ner Patenschaft, dass du dann irgendwie gekoppelt, ja, gekoppelt wirst mit jemandem, wo es einfach nicht passt. [...] Das ist ja nichts Verwerfliches, das gibt's bei uns auch. Also das ist ja voll menschlich. (Interview 04.09.2019)

Beide Pat:innen ziehen hier eine Parallele zwischen Patenschaften und sonstigen Beziehungen im privaten Umfeld. Die ehrenamtliche und zunächst künstliche Natur der Beziehungskonstellation bedeutet demnach keinesfalls, dass auf Sympathie als grundsätzliche Basis zwischenmenschlicher Beziehungen verzichtet werden sollte oder könnte. Entsprechend anspruchsvoll und gleichsam intuitiv ist die Aufgabe des Matchings, wenn sich Pat:in und Patenkind zuvor nicht kennenlernen konnten und auch die Koordinatorin die Patenfamilien nur kurz traf. Einmal gematcht, stellt sich für Pat:innen jedoch vielfach eine Verbindlichkeit ein, die sie zögern lässt, ihr Gegenüber nach Gusto auszutauschen und eine neue Konstellation zu versuchen, sollte der gewünschte Funke nicht überspringen. Ein weiterer Pate, der in einem anderen Verein eine Patenschaft zu einem 17-jährigen geflüchteten Jugendlichen aus Nigeria aufnahm, die jedoch einschlug, als sich der Pate zunehmend ausgenutzt fühlte und der Jugendliche seinerseits keinerlei Kontaktanstrengungen unternahm, beschrieb sein Dilemma wie folgt:

[Die Sozialarbeiter:innen] haben mir dann auch angeboten, dass, wenn das nicht für mich funktionieren sollte, dass ich mich melden soll und dann bekomme ich 'n neuen [Patenjugendlichen]. Aber dann dachte ich mir auch, das ist ja irgendwie seltsam. [...] Weiß nicht, so Bäumchen wechseln' dich – das sind ja auch Leute wie du und ich. Und zu sagen, weil ich unzufrieden bin, sage ich zu ihm »nein« und dann kommt der nächste oder die nächste und dann sage ich wieder »nein«... Ne, das war dann auch nix für mich. (Interview 20.05.2019)

Eine andere Patin, die ich im Fallbeispiel »Ich versuche im Service zu sein« (s. 6.3) vorstelle, formulierte einen ähnlichen Anspruch: Eine Patin solle mit dem arbeiten, was man hat. Sie bezog sich damit auf das gematchte Patenkind, dem gegenüber man sich entsprechend anzupassen habe – ein Anspruch, der auch in der Mentoringforschung formuliert wird.

## 5.4 Vorbereitung und Kennenlernen

Den Erstgesprächen folgte die von den beiden Koordinatorinnen von WG geleitete Einführungsveranstaltung, die circa alle zwei Monate stattfand. An diesem Format mussten alle Interessierten teilnehmen, bevor sie in eine Patenschaft vermittelt wurden. Die Veranstaltungen folgten dabei einem immer gleichen Ablauf: In einer interaktiven Gesprächsrunde moderierten die Koordinatorinnen die Anwesenden zunächst durch eine Kennenlernrunde, in der sich alle kurz vorstellten, und erfragten in diesem Zuge ihre Motivation für die Patenschaft sowie Fragen und Befürchtungen. Pat:innen konnten und sollten hier Unsicherheiten benennen und Vorannahmen und Erwartungshaltungen formulieren. Die Anwesenden füllten dafür Moderationskärtchen aus, auf die in den folgenden zweieinhalb Stunden von den beiden Koordinatorinnen wiederholt Bezug genommen wurde. Den Anwesenden wurde zudem zu Beginn der Veranstaltung eine Mappe mit ausgedruckten PowerPoint-Folien<sup>10</sup> ausgehändigt, deren Deckblatt das Zitat »Der beste Weg zum Lernen ist die Begegnung« des Religionsphilosophen Martin Buber zierte. Diese Mappe leitete inhaltlich durch den Abend und behandelte neben Erwartungen und Anforderungen an Pat:innen und den Entwicklungsphasen einer Patenschaft vor allem organisatorische Fragen und mögliche gemeinsame Aktivitäten mit dem Patenkind. Die verpflichtende Einführungsveranstaltung war ein wichtiges Format, um neue Pat:innen auf die bevorstehende Beziehung und ihre diversen Rollen in dieser vorzubereiten und einzustimmen. Dabei wurden ihre Erwartungen, Vorstellungen und Unsicherheiten abgeholt und an den bereits vorgestellten Konzepten und Zielsetzungen des Vereins orientiert. Die zentralen Aspekte dieser Veranstaltung resümiere ich nachfolgend kurz.

Als Ziele und Erwartungen bei einer Patenschaft werden in der Mappe »Erweiterung der Perspektive, emotionale Bindung, Entwicklung kognitiver Fähigkeiten, mehr Selbstvertrauen und soziale Kompetenzen sowie Integration, mehr Kontakt und Teilhabe« aufgeführt. Mirjam ergänzte diese Zielsetzungen in den Veranstaltungen ein ums andere Mal mit der Bedeutung der ungeteilten Aufmerksamkeit eines Erwachsenen für ein Kind: »Ich habe Zeit für dich, ich besuche dich.« Zu den Pflichten und Rollen von Pat:innen führen die Veranstaltungsfolien neben der Verlässlichkeit als Bezugsperson folgende Aspekte an: »Offenheit und Interesse am interkulturellen Austausch, partnerschaftlicher Umgang, Balance von Nähe und Distanz, Kontakt zu den Eltern suchen, Bedürfnisse berücksichtigen, auch die eigenen.« Offenheit sollten Pat:innen weiterhin besonders im Angesicht von Schwierigkeiten oder Herausforderungen kultivieren, denn gerade dann zeigten sich Pat:innen, so sensibilisierten die Koordinatorinnen die Anwesenden, meist weniger offen.

Die Einführungsveranstaltung behandelte daneben auch Fragen zum Kindesschutz, zum Umgang mit eventuellen Traumata durch die Flucht und Sprachbarrieren, zur Aufsichtspflicht, zur Dokumentationspflicht im Falle von Unfällen und Verletzungen sowie zur Wichtigkeit von Vertraulichkeit und Anonymität in der Patenschaftsbeziehung. Neue Pat:innen wurden an verschiedenen Stellen der Einführungsveranstaltung zudem

10 Als internes Dokument von WG belege ich Zitate hieraus nicht mit einer Quellenangabe und führe die Folien nicht im Literaturverzeichnis auf.

aufgefordert, regelmäßig den Kontakt zum Verein zu suchen und mit den Koordinatorinnen Rücksprache zu halten – bestenfalls bevor sich etwaige Konflikte verhärteten. Die Veranstaltung wies zudem auf die verschiedenen Formate hin, die die Freiwilligen darüber hinaus in ihrer Patenschaft begleiten und unterstützen sollten, wie das Halbjahresgespräch, Schulungsangebote, Gruppenaktivitäten und Ehrenamtsabende. Die Einführungsveranstaltung umriss noch einmal den Ablauf der Vermittlung und unterstrich die Notwendigkeit der Evaluation. Letztere sei für die Dokumentation des Projektes gegenüber den Mittelgebern, für die Öffentlichkeitsarbeit und Weiterentwicklung des Formates notwendig und als sinnstiftendes Element für die Projektmitarbeitenden unerlässlich.

Entlang verschiedener Handlungsbereiche führten die Folien weiterhin Möglichkeiten und Notwendigkeiten der Patenschaftsgestaltung auf: »Regelmäßige Freizeitgestaltung, Spracherwerb, Kennenlernen des Stadtumfeldes, Einbeziehung der Eltern, Lotsenfunktion & Familienförderung, Begleitung der schulischen Entwicklung.« Die gemeinsamen Aktivitäten sollten kostenlos sein, da der Verein einerseits keine Freizeitpauschale auszahlen konnte. Andererseits sollte damit vermieden werden, dass Pat:innen wiederholt für kostenpflichtige Aktivitäten aufkamen, wenn die Familien selbst nicht dazu in der Lage waren, da dies ihre Selbstständigkeit einschränken und Abhängigkeiten schaffen konnte. Zudem sollten die Patenfamilien auch kostenlose Freizeitmöglichkeiten kennenlernen. Die Koordinatorinnen machten deutlich, dass die Familien der Patenkinder Teil der Patenschaft und Ab- und Rücksprachen mit den Eltern Teil der Beziehungsgestaltung waren. Pat:innen wurden entsprechend dazu aufgefordert, mit den Eltern in Austausch über Entwicklungen des Kindes und der Beziehung zu diesem zu treten. Damit sollte vermieden werden, dass die Erziehungspraktiken der Eltern unterlaufen oder Eltern von oben herab behandelt und damit Konflikte im Kind erzeugt werden. Der Verein sensibilisierte Pat:innen hiermit – ebenso wie im Handbuch – für einen respektvollen Umgang mit möglicherweise ungewohnten Erziehungsstilen und Verhaltenspraktiken in der Familie. Trotz des Einbezuges der Familie wurde eine Eins-zu-Eins-Beziehung von Pat:in und Patenkind als Ziel der Patenschaft formuliert.

Künftige Pat:innen wurden in diesen Veranstaltungen darauf hingewiesen, das Kind oder die Familie nicht ›retten‹ zu können. Damit war gemeint, dass Patenschaften kein Allheilmittel für alle Herausforderungen und Unwägbarkeiten sein konnten, mit denen die Patenfamilien (aus Sicht der Pat:innen) konfrontiert waren. Pat:innen sollten Irritationen und Beobachtungen *aushalten*, die sie nicht guthießen (s. 4.2.3). Einerseits sollte damit Druck von den Ehrenamtlichen genommen werden, der vielfach ihren eigenen Vorstellungen und Ansprüchen an die Beziehung entsprang. Zugleich wurden die Freiwilligen dafür sensibilisiert, dass eine Patenschaftsbeziehung gewisse Phasen durchläuft: Dazu gehören neben der Kennenlernphase, die vielfach von Enthusiasmus begleitet wird, auch Enttäuschungen und verschiedene weitere Entwicklungsstadien der Beziehung, die sich mitunter zyklisch wiederholen können. Ein perfektionistischer Anspruch sei der Beziehungsentwicklung hinderlich und für die Pat:innen emotional anstrengend, so die Koordinatorinnen.

Wie bereits hervorgehoben, erfuhren Patenfamilien bei WG keine derartige Vorbereitung auf die bevorstehende Begegnung. Es waren ausschließlich die Ehrenamtlichen, die mit ihren Fragen und Unsicherheiten abgeholt und denen Reflexionsmöglichkeiten

und Umgangsstrategien vermittelt wurden. Eine solche verpflichtende Einführungsveranstaltung ist jedoch auch nicht von allen Trägervereinen vorgesehen. Besonders in Patenschaftsprojekten, in denen sich erwachsene Personen begegnen, ist derlei eher unüblich.<sup>11</sup> Bei den im KiPa-Netzwerk organisierten Trägervereinen, die überwiegend Patenschaften mit Kindern vermitteln, ist sie jedoch Pflicht. Das hängt im Besonderen damit zusammen, dass das Machtgefälle und die Verantwortung in Beziehungskonstellationen mit Kindern als ungleich höher betrachtet werden als in Beziehungen zwischen erwachsenen Personen. Zwei Gesprächspartner, denen in zwei anderen Berliner Trägervereinen Patenschaften mit Erwachsenen vermittelt wurden, betonten in Interviews mit mir jedoch, dass auch sie sich eine Vorbereitung und Begleitung für ihre Erfahrung gewünscht hätten. Sie mutmaßten, dass diese sie bei ihren Herausforderungen entscheidend hätte unterstützen können. Beide Patenschaften waren zum Zeitpunkt unseres Austauschs bereits beendet und in beiden Fällen wurde der Verlauf sowie die Beendigung der Beziehung mit negativen Gefühlen und einem schlechten Gewissen assoziiert.

Den Abschluss des Matchings bildete das Kennenlerngespräch von Pat:innen und Patenfamilien. Für dieses lud die Koordinatorin die Beteiligten zu einem gemeinsamen Treffen in die Vereinsräume ein. Obwohl diese Gespräche einen bedeutsamen Schlüsselmoment für die Patenschaft darstellten, waren auch sie häufig von Unzuverlässigkeit und Missverständnissen geprägt. Termine mussten immer wieder verschoben werden oder fielen gänzlich aus. Je nach Deutschkenntnissen der Familien wurde eine Übersetzerin hinzugezogen. Damit wollte die Koordinatorin vermeiden, dass die Patenkinder die Übersetzungsarbeit für ihre Eltern übernahmen, was in anderen Lebensbereichen häufig der Fall war. In der Vermittlung ihrer Patenschaft sollte es jedoch um sie gehen. Pat:innen erschienen vielfach sichtbar nervös zu den Treffen.

Die Kennenlertreffen begannen ebenfalls mit einer Vorstellungsrunde aller Anwesenden. Dabei wurden erste neugierige oder auch schüchterne Blicke getauscht. Das Ausmaß, in dem die Anwesenden im Laufe des Treffens direkt miteinander interagierten, war sehr unterschiedlich. Meist vermittelte Mirjam den Austausch. Zu Beginn des Gesprächs griff diese noch einmal die Grundidee der Patenschaft auf und adressierte die Kinder dabei häufig direkt: Ob sie wüssten, was eine Patenschaft ist? Die Reaktionen ließen meist Unverständnis vermuten. Ihnen wurde daraufhin erklärt, dass von nun an eine erwachsene Person, ein großer Freund, ein Begleiter und Besucher einmal die Woche zu ihnen kommen würde, um mit ihnen zu spielen, Hausaufgaben zu machen oder sonstige Dinge zu unternehmen. Vereinzelt beobachtete ich, wie Mirjam versuchte, den Eltern noch einmal die Natur des Ehrenamtes zu vermitteln: Die Pat:innen kämen zu den Kindern, weil sie diese kennenlernen wollten und bekämen dafür kein Geld. Die Familien ließen diese Information meist unkommentiert. Einmal war es jedoch der Vater, der sich erkundigte, wie lange denn der Vertrag Bestand habe und ob das Ganze etwas koste. Diese Situation zeigt beispielhaft, wie gering mitunter das Verständnis der Eltern gegenüber dem Format war, wenn sie bereits an dem Punkt standen, eine verbindliche Vereinbarung mit dem Verein und den Pat:innen abzuschließen. Mirjam antwortete dem

11 Das ist nicht zuletzt darauf zurückzuführen, dass derartige Projekte auch auf Koordinationsebene vielfach von Ehrenamtlichen umgesetzt werden und entsprechend zeitliche Kapazitäten umso knapper sind.

Vater, dass die Pat:innen das kostenlos täten, weil sie der Familie helfen, diese unterstützen und kennenlernen wollten. Mitunter sollten die Anwesenden noch einmal ihre Motivation für die Patenschaft mitteilen. Vielfach übernahmen die Eltern an dieser Stelle die Sprecherrolle und erläuterten ihr Anliegen, durch die Pat:innen schulische Unterstützung zu erhalten. Dabei wurden meist konkrete Schulfächer benannt, die Aussicht auf eine anstehende Prüfung oder auch das Bedürfnis, die Deutschkenntnisse der Kinder zu verbessern. Das Gespräch wurde dann entlang der Vorlieben und Hobbies von Pat:innen und Patenkinder moderiert und es wurden Gemeinsamkeiten eruiert. Ein Großteil der Zeit entfiel anschließend darauf, den Patenschaftsvertrag zu unterzeichnen. Dieser hatte neben versicherungsrechtlichen Gründen vor allem einen symbolischen Wert: Der Vertrag unterstrich, dass die Parteien eine verbindliche Beziehung miteinander eingingen. Sie verpflichteten sich damit, sich über einen Zeitraum von mindestens sechs Monaten einmal wöchentlich zu treffen. Manchmal wurden auch die Patenkinder gebeten, den Vertrag zu unterzeichnen. Waren die Patenkinder jünger, entzogen sie sich an diesem Punkt meist mit anwesenden Geschwistern dem Kreis der Erwachsenen und spielten. Mitunter nahmen sie dabei sogleich ihre Pat:innen in Beschlag, was als positives Signal galt. Das Kennenlerngespräch diente zudem dazu, ein erstes Treffen bei den Familien zu Hause zu vereinbaren, welches dann ebenfalls schriftlich festgehalten wurde. Damit sollte sichergestellt werden, dass die Patenschaft nicht an der ersten Terminabsprache scheiterte. Die Pat:innen unterzeichneten zudem in diesem Moment den Ehrenkodex des Vereins, den sie bereits aus ihrem Erstgespräch kannten.

Die Atmosphäre der Treffen, die ich beobachten konnte, war sehr unterschiedlich. Mal war die Stimmung getragen von der nervösen und freudigen Erwartung auf die lange Zeit vorbereitete Begegnung und wirkte beinahe feierlich: Nach dem formellen Teil des Kennenlernens lud eine Mutter die zwei vermittelten Patinnen sowie die Koordinatorin und mich überschwänglich zum Essen zu ihnen nach Hause ein – eine Einladung, der wir leider nie nachkommen konnten. Anschließend spielten wir in großer Runde gemeinsam noch einige Partien Uno. Ein anderes Mal kam eine Mutter ohne ihre beiden Söhne, denen jeweils eine Patenschaft vermittelt werden sollte, zur Unterzeichnung des Vertrages. Die Familie hatte bereits zuvor drei Patenschaften und der Mutter, die nicht noch einmal explizit darauf hingewiesen wurde, schien nicht klar zu sein, dass es wichtig gewesen wäre, ihre Söhne auch zu diesem Kennenlernen mit den zukünftigen Patinnen mitzubringen. Mirjam reagierte hierauf im Nachhinein empört. Sie führte die Situation darauf zurück, dass die Kinder nicht nach ihrer Meinung gefragt wurden. Die Situation zeige, so resümierte die Koordinatorin die Situation, wie hier die Kulturen aufeinanderprallten. Obwohl dieses Treffen eine Ausnahme bildete, wurde die Situation von der Koordinatorin kulturalistisch gerahmt. Eine weitere Patenjugendliche, die den Kennenlerntermin vergessen hatte, wurde telefonisch gebeten, spontan in den Verein zu kommen, obwohl die Eltern gerade keine Zeit hatten. Mirjam wollte vermeiden, dass das Treffen gänzlich ausfallen musste. Etwas verdutzt erschien die Jugendliche dann wenige Zeit später allein im Verein, um ihre Patin das erste Mal zu treffen. Die notwendigen Verträge ließ sie anschließend zu Hause von ihren Eltern unterschreiben. Das war in diesem Fall möglich, da einerseits auch diese Familie bereits mehrfach Erfahrung mit Patinnen gemacht hatte und darum vertraut mit dem Ablauf einer Vermittlung war und andererseits das Mädchen bereits 16 Jahre alt war. Waren die Patenfamilien bereits mit dem For-

mat und dem Prozedere durch frühere Patenschaften bekannt, verkürzte sich vielfach das Kennenlerngespräch. So erlebte ich ein weiteres Treffen recht nüchtern und kurz: Sowohl die Mutter, die gehetzt um eine Stunde verspätet in den Vereinsräumlichkeiten erschien, als auch ihre fünfjährige Tochter nahmen kaum direkten Kontakt zu der neuen Patin auf. Die Formalien wurden geklärt und ein erster Termin außerhalb des Vereins vereinbart. Nach kurzer Zeit löste sich die Runde bereits wieder auf. Als Kennenlernen konnte man das kurze Treffen aus meiner Sicht kaum bezeichnen.

## 5.5 Herausforderungen der Koordinatorinnen

Im Verlauf meiner Forschung und darüber hinaus hatte ich durch die sich entwickelnde freundschaftliche Beziehung zu den beiden Koordinatorinnen Gelegenheit, deren Perspektive auf die Patenschaftsbeziehungen und die Herausforderungen, die mit der koordinierenden Vereinsarbeit einhergingen, kennenzulernen. Besonders eine mangelnde politische Anerkennung, die sich in einer prekären und befristeten Finanzierungsstruktur niederschlug, wirkte sich dabei mittelbar und unmittelbar auf die Herausforderungen im Tagesgeschäft aus. Doch auch die Natur der Arbeit mit freiwillig Engagierten und die soziokulturelle Diversität der Zielgruppen trugen zu einem herausfordernden Arbeitsumfeld bei. Bevor ich mich im folgenden Kapitel 6 den Patenschaftsgeschichten widme, fokussiere ich in diesem Abschnitt die Herausforderungen und Anstrengungen der Koordinationsarbeit. Neben der diskursiven Ebene und politischen Praxis in Bezug auf Migration, Integration und Ehrenamt sowie den strukturellen Rahmenbedingungen und der konzeptuellen Ausrichtung von Patenschaftsprojekten erlaubt ein Blick auf die Erfahrungen der Koordinatorinnen, den Kontext individueller Patenschaftsbegegnungen näher zu konturieren.

Die unzureichende Finanzierung von Patenschaftsprojekten in Deutschland bedeutete für die beiden Koordinatorinnen bei WG eine erhöhte Arbeitsbelastung, die oftmals weit über die bezahlten halben Stellen hinausging und sich vielfach in die Abendstunden oder auf Wochenenden ausdehnte. Dies betraf in besonderem Maß die Tätigkeitsbereiche der Vermittlung und Begleitung der Patenschaften. Die fehlende feste Finanzierungsstruktur wurde von meinen Gesprächspartnerinnen zudem als mangelndes politisches Verständnis gegenüber der Bedeutung des Begegnungsformats und damit als fehlende Wertschätzung und Anerkennung eingeordnet. Aus den zeitlich befristeten Projektfinanzierungen resultierte weiterhin eine ständige Unsicherheit, ob und wie es nach dem Auslaufen der aktuellen Projektlaufzeit weitergehen konnte. Neuerliche Anträge, die der Maßgabe *innovativer* Projektideen folgen mussten, mussten priorisiert werden. Wiederholt erklärte mir die Koordinatorin, hierdurch mit dem Tagesgeschäft im Rückstand zu sein. Auch die konzeptuelle Überarbeitung der Prozesse der Vermittlung und Begleitung der Patenschaftstandems wurde hierdurch massiv eingeschränkt. Es fehlte schlicht die Zeit. Die Koordinatorinnen Mirjam und Kerstin sprachen äußerst offen über diese schwierigen Rahmenbedingungen – nicht nur mit mir, sondern auch mit anderen Pat:innen bei WG. So wurde die Thematik etwa wiederholt zur Einführungsveranstaltung aufgeworfen. Dies wertete ich zum einen als Ausdruck von Transparenz und einem offenen Austausch mit allen Beteiligten. Zum anderen lässt sich die wiederholte Thema-

tisierung des prekären Überbaus als Umgangsstrategie mit der Belastung deuten, die dieser hervorruft.

Die Natur der befristeten Projektfinanzierung, die das Gros der Patenschaftsprojekte in Berlin betraf, mündete bei vielen Trägervereinen in eine hohe Fluktuation von Mitarbeitenden. Mirjam, die sich in den vergangenen Jahren bei der AG Qualität des KiPa-Netzwerks engagierte, bezeichnete sich als deren »Dienstälteste«. Der häufige Personalwechsel führte dazu, dass viele Themenfelder im Austausch der AG zyklisch wiederkehrten und damit für Mitarbeiter, die über mehrere Jahre den AGs angehörten, eine Redundanz aufwiesen. Neue Koordinatorinnen traten dann vielfach mit altbekannten Fragen und Unsicherheiten in den Austausch und wurden von den »alten Hasen« eingewiesen. Das KiPa-Netzwerk bot seinen Mitgliedern einen Pool an Leitfäden und Best-Practice-Beispielen an, um den Wissensaustausch niedrigschwelliger zu gestalten und neu hinzukommenden Trägervereinen sowie deren Mitarbeitenden eine solide Basis für die koordinierende Arbeit zur Verfügung zu stellen. Diese Materialien schienen jedoch nicht den Austausch mit Kolleg:innen ersetzen zu können. Die thematische Redundanz erwies sich für erfahrene Koordinatorinnen wie Mirjam als belastend und ermüdend.

Eine weitere Herausforderung stellte die fehlende Planbarkeit und Unvorhersehbarkeit der Koordinationsarbeit dar. Hierzu zählten insbesondere kurzfristige Absagen von Patenfamilien und Pat:innen im Vermittlungs- und Begleitprozess. Neben dem unangenehmen Gefühl, versetzt worden zu sein, bedeuteten geplatzte Termine, dass Treffen nachgeholt werden mussten, bzw. die bislang geleistete Vorarbeit ins Leere lief, da die Parteien nicht zusammenfanden. Die hierdurch verlorenen Arbeitsstunden erhöhten zusätzlich den Druck auf die Koordinatorinnen, waren jedoch deren tägliches Brot. Wie bereits erwähnt, wurden im Falle der Patenfamilien kurzfristige Absagen oder Nicht-Erscheinen oftmals mit deren kultureller Prägung assoziiert und damit in einem Erklärungsmodell platziert, das erlaubt, Distanz zu Gefühlen von Frustration und Enttäuschung herzustellen. Damit drohte jedoch auch eine Wir-Sie-Grenze zu der Zielgruppe der Patenfamilien festgeschrieben zu werden. Unzuverlässigkeit von Pat:innen wurde wiederum meist auf deren knappe zeitliche Ressourcen zurückgeführt – eine ständige, jedoch darum nicht weniger herausfordernde Begleiterscheinung in der zivilgesellschaftlichen Projektarbeit. Wie bereits aufgezeigt, verfügten die Koordinatorinnen bei WG hinsichtlich der Rahmenbedingungen und Zielsetzungen der Patenschaftsprojekte über einen gewissen Spielraum, konnten Akteure im Vermittlungsprozess priorisieren und spielten eine entscheidende Rolle in der Mediation von Konflikten. Sie mussten sich in diesen Handlungsfeldern jedoch stets an der Bereitschaft und den zeitlichen Kapazitäten der Freiwilligen und Patenfamilien ausrichten und flexibel reagieren. Hieran zeigte sich, dass Handlungsmacht stets kontextgebunden war und wie sie sich situativ umkehren konnte.

Als herausfordernd beobachtete und erlebte ich auch Momente, in denen die Koordinatorinnen sich Aktivitäten und Angebote überlegten, die von den Zielgruppen nicht, wenig oder nur unregelmäßig in Anspruch genommen wurden. Insbesondere Aktivitäten, die ein verbindliches Engagement über einen längeren Zeitraum erforderten, erwiesen sich als schwierig in der Umsetzung. Hatten die Koordinatorinnen nicht die Möglichkeit, potenzielle Teilnehmende persönlich für Projekte, Workshops oder anderweitige Veranstaltungen zu gewinnen, liefen Aufrufe über den E-Mail-Verteiler oftmals ins

Leere. Mirjam äußerte diesbezüglich, dass sie stets abwägen müsse, welche Angebote sie an die Pat:innen weiterleite, um diese nicht mit einer Flut an Inhalten und Angeboten zu überschwemmen. Auch wenn Pat:innen ihre Zusage zur Teilnahme an Angeboten bereits gegeben hatten, mussten sie für längerfristige Projekte und Vorhaben mitunter erneut akquiriert werden. Die Freiwilligen waren dann dafür verantwortlich, dass auch ihre Patenkinder kamen und wurden damit zu einem essenziellen Bindeglied zwischen Verein und Patenfamilie. Wiederholt konnte ich beobachten, dass Pat:innen trotz der Zusage ihrer Patenkinder zu Aktivitäten allein im Verein erschienen. Auch die Mütter aus dem Kiezcafé mussten häufig mehrfach kontaktiert und an anstehende Veranstaltungen und Termine erinnert werden. Auch dann kam es vor, dass von einer zunächst langen Anmeldungsliste nur wenige Teilnehmende tatsächlich erschienen. Die Unzuverlässigkeit der verschiedenen Zielgruppen barg je nach Vorbereitungsaufwand teils enormes Frustrationspotenzial. Wie bei den verschiedenen Akteuren über einen längeren Zeitraum eine höhere Verbindlichkeit für die Aktivitäten des Vereins hergestellt werden könnte, stellte eine fortwährende Bühne des Ausprobierens, Scheiterns, Lernens und Nachjustierens dar. Trotz aufreibender Rückschläge am Ball zu bleiben, verlangte nach einer beträchtlichen Emotionsarbeit auf koordinierender Ebene.

Ich möchte an dieser Stelle die Rolle von Pat:innen als Mittler für die Aktivitäten des Vereins an einem Beispiel illustrieren. Das Projekt »Perspektivwechsel«, an dem Lara und ich, ebenso wie ihre Schwester und deren Patin, teilnahmen, zielte hauptsächlich darauf ab, anhand visueller Methoden die Perspektive von geflüchteten Patenkindern auf deren Ankommen in Deutschland sowie die Bedeutung ihrer Patenschaften einzufangen. Die Koordinatorin von WG sprach für die Akquise von Tandems gezielt Pat:innen an, ob sie sich eine Teilnahme am Projekt vorstellen könnten. Daraufhin war es die Aufgabe der Ehrenamtlichen, ihren Patenkindern von dem Projekt zu erzählen und sie für eine Teilnahme daran zu gewinnen. Ebenso wurden die Pat:innen damit betraut, die Einverständniserklärung von den Eltern einzuholen. Diese Brückenfunktion reflektiert auch die Verbundforscherin Ulrike Milstrey in dem Abschlussbericht des Projektes:

Über den gesamten Forschungsprozess blieb die enge Einbindung der Patinnen und Projektleiterinnen als wichtige Vertrauenspersonen der Kinder und Jugendlichen ein zentraler Aspekt. Die Patinnen ermöglichten durch ihre aktive Begleitung und Mitarbeit das vertrauensvolle Miteinander der Gruppe – motivierten und unterstützten die Kinder und Jugendlichen bei der Umsetzung der Arbeitsschritte, ermunterten während der Gesprächsrunden dazu, das Wort zu ergreifen und die eigene Perspektive einzubringen. Nicht zuletzt sorgten sie auch für das Einhalten der Verabredungen und waren Brücken in die Familien hinein, um Fragen der Projektteilnahme und Persönlichkeitsrechte bzw. des Datenschutzes zu klären. (Beer et al. 2024, S. 128)

Im Rahmen mehrerer Treffen und unter Einbeziehung unterschiedlicher Methoden reflektierten die Kinder und Jugendlichen über ihren Alltag in Berlin, die Schule, Behörden, die Nachbarschaft, Familie etc. Die Zahl der Teilnehmenden zu den anberaumten Treffen schwankte in den kommenden Monaten teils erheblich. Termine wurden vergessen und auch Pat:innen vermochten dem Projekt angesichts anderweitiger Verpflichtungen keine Priorität einzuräumen. Von besonderer Bedeutung war, dass Patenkindern –

besonders in der Anfangsphase des Projektes – die Motivation und die Ausdauer fehlten. Pat:innen spielten dann für die kontinuierliche Teilnahme ihrer Patenkinder eine Schlüsselrolle – so auch die Patin der jüngeren Schwester von Lara. Als Teilnehmerin unserer Fokusgruppe teilte sie in einem unserer Treffen mit uns Folgendes:

Ich habe ihr tatsächlich auch [...] vor dem letzten Mal sagen müssen: »Ja, Hala, ich glaub, das ist jetzt wirklich das letzte Mal, danach ist es zu Ende. Wir werden wahrscheinlich die Ausstellung jetzt vorbereiten und das ist wirklich... – das wäre so schön, wenn du da mitmachst, weil es sind ja deine Fotos und – oder Fotos, die wir gemacht haben. Und da kann ich ja nicht selber drüber entscheiden, was da jetzt irgendwie dazu zu schreiben [...].« Und dann war sie so'n bisschen: »Okay, na dann.« Und ich hatte aber auch das Gefühl, dass es letztes Mal irgendwie richtig schön war und dass sie super viel erzählt hat und irgendwie auch so'n bisschen die – ja irgendwie bisschen aufgeblüht ist. (Fokusgruppe 03.03.2020)

Das Mädchen hätte ganz offensichtlich ohne die Überzeugungsarbeit ihrer Patin nicht bis zum Ende des Projektes an diesem teilgenommen. Obwohl die Patin stets äußerst sensibel und auch nonverbal die Bedürfnisse ihres Gegenübers wahrzunehmen und zu berücksichtigen schien, blieb sie hier in ihrem Bemühen hartnäckig. Sie nahm wahr, dass das Projekt eine positive Wirkung auf das Mädchen hatte. Zudem unterstrich die Patin in ihrer Argumentation die Entscheidungshoheit der Jugendlichen über ihre eigenen Fotos und vermittelte ihr, dass sie die damit verknüpften Aufgaben nicht allein übernehmen könne und wolle.

Diese fehlende Motivation zu den Projekttreffen beobachtete ich auch bei Lara. Sie war insbesondere zu den ersten Treffen äußerst lustlos. Zu dem zweiten Treffen, als wir um einen großen Arbeitstisch sitzend die mitgebrachten Fotos kommentieren sollten, flüsterte sie mir zu, dass sie auf gar keinen Fall etwas sagen würde. Zur Irritation aller Anwesenden – mich eingeschlossen – übernahm also ich ihren Part. Auch ich musste bei Lara wiederholt Überzeugungsarbeit leisten, an den kommenden Projekttreffen weiterhin teilzunehmen. Ich erinnerte sie an die Aufgabenstellungen und gab ihr Impulse für deren kreative Umsetzung. Lara ließ sich schließlich ebenso wie ihre Schwester auf das Projekt ein und auch ich nahm wahr, dass sie große Freude daran fand. Der Weg dahin war jedoch steinig.

Patinnen stellten in diesem Projekt zudem eine bedeutsame Brücke dar zwischen den Visionen, Aufgabenstellungen und Zielsetzungen des Projektes und den (kreativen) Ideen und Vorstellungen der Patenkinder. Treffen für Treffen versuchten wir eine Verbindlichkeit zu fördern, die die Patenkinder nicht von sich aus mitbrachten. Das wurde besonders daran deutlich, dass zwei Jugendliche (Bruder und Schwester) nicht mehr zum Projekt erschienen, nachdem die Patin des Mädchens aufgrund eigener Verpflichtungen eine regelmäßige Teilnahme nicht mehr bewerkstelligen konnte. Auch ein jüngeres Mädchen, deren Patin zu der Zeit beruflich stark eingespannt war und die ebenfalls nicht regelmäßig am Projekt teilnehmen konnte, äußerte einmal, nicht mehr allein kommen zu wollen. Als Bindeglied zwischen den Zielen und Anforderungen des Projekts und den Ideen ihrer Patenkinder waren Ehrenamtliche somit nicht nur selbst Projektteilnehmende, sondern wurden zu Moderatorinnen und Übersetzerinnen für ihre Patenkinder.

Dass die nahende Ausstellung schließlich bei Lara und ihrer Schwester auf Begeisterung stieß und sie stolz in ihrem Umfeld berichteten, dass ihre Fotos in der lokalen Bücherei gezeigt würden und sie hierzu ihre Klassen einladen wollten, rief bei uns Patinnen große Freude hervor. Der leichte Druck, den wir auf die Mädchen bezüglich ihrer Teilnahme ausübten, führte schlussendlich für alle Beteiligten zu einem freudigen Ergebnis.

Die Rolle, die Pat:innen bei der regelmäßigen und aktiven Teilnahme ihrer Patenkinder an derartigen Projekten einnehmen müssen, wirft Fragen zu der Planung und Umsetzung partizipativer Ansätze auf, die den Anspruch verfolgen, ermächtigend auf ihre Teilnehmenden zu wirken – insbesondere im Hinblick auf die Arbeit mit Kindern und Jugendlichen. Wie lassen sich die unterschiedlichen Interessen und Bedürfnisse hinsichtlich der Notwendigkeit einer regelmäßigen Projektteilnahme synchronisieren? Welcher Stellenwert kommt der Formulierung der Aufgabenstellungen zu? Kann die Zielgruppe bereits dabei einbezogen werden? Wie lassen sich die verschiedenen inhaltlichen Schwerpunktsetzungen, Ausdrucksweisen und ästhetischen Vorlieben der teilnehmenden Akteure vermitteln und verhandeln? Welche Rolle kommt soziokulturellen sowie altersbedingten Differenzen zu? Wer definiert die kreativen Formen, die die Projektergebnisse annehmen können? Wie flexibel können Projektmitarbeitende diese Fragen angesichts vorformulierter Projektanträge jonglieren?

Auch die inhaltliche Gestaltung anderweitiger Angebote des Vereins stellte vielfach eine Herausforderung dar. Die Koordinatorin äußerte einmal zu einem Teamtreff, dass sie dabei trotz ihrer langjährigen sozialpädagogischen Expertise regelmäßig an ihre Grenzen stoße: Aktivitäten, die Mitarbeitende als sinnvoll, fruchtbar und schön erachteten, seien mit der Zielgruppe vielfach nur schwer umsetzbar. Dabei verkomplizierten mitunter auch Missverständnisse das Zusammenkommen. Zu einem Ausflug des Kiezcafés war beispielsweise eine längere Schnitzeljagd durch einen nahegelegenen Wald geplant, bevor die Wanderung mit einem kleinen Picknick abgeschlossen werden sollte. Einige der anwesenden Familien kamen zu diesem Ausflug jedoch mit schwerem Gepäck, brachten allerhand Essen und Campingstühle mit. Für sie wurde der Weg durch den sandigen Waldboden bald zu beschwerlich und die Stimmung drohte zu kippen. Das geplante Picknick wurde entsprechend vorgezogen, die Schnitzeljagd abgeblasen und die Ostereier, die währenddessen am Wegesrand versteckt werden sollten, wurden großzügig auf der Picknickwiese verteilt. Trotz enttäuschter Erwartungen auf beiden Seiten schien der Ausflug geglückt. Bei nachfolgenden Unternehmungen wurden die teilnehmenden Kinder und Familien deutlich darauf hingewiesen, angemessenes Schuhwerk mitzunehmen und auf schwere Campingausrüstung zu verzichten.

Mögliche Aktivitäten wurden sowohl in den Teambesprechungen der Haupt- und ehrenamtlichen Mitarbeitenden als auch während des Kiezcafés mit den anwesenden Müttern und Kindern ausgelotet. Im Verlauf meiner Forschung wurden neben den erwähnten Schnitzeljagden in städtischen Parks und Wäldern auch Ausflüge in Nachbarschaftsgärten, Hochseilgärten, Schwimmbäder und Museen unternommen sowie Schlittschuh gelaufen. Die Maßgabe war hierbei vor allem, den Kindern und Familien etwas zu bieten, was die Mitarbeitenden für pädagogisch wertvoll erachteten und was für die Familien finanziell oder organisatorisch anderweitig nur schwer umsetzbar war, beziehungsweise was sie bislang nicht kannten. Wurden die Mütter des Kiezcafés gefragt, welche Ausflüge sie sich wünschten, so artikulierten diese Vorstellungen, die bei den Mitarbeitenden

des Vereins indes auf wenig Gegenliebe stießen: So wurden etwa Ideen, einen großen Indoor-Spielplatz oder eine Trampolin-Halle zu besuchen, mit der Begründung abgelehnt, dass beides den Angeboten, die das Kiezcafé wöchentlich in den eigenen Räumlichkeiten anbot, zu ähnlich sei, und darum die hohen Eintrittsgelder nicht gerechtfertigt seien. Insofern zeigte das Bemühen, die Wünsche der Zielgruppe in die Planung der Aktivitäten einzubeziehen, seine Grenzen. Das Resultat dessen war jedoch, dass die von den Mitarbeitenden vorgeschlagenen Aktivitäten mitunter nicht die gewünschte Resonanz bei den Familien erzielten. Eine geringe Beteiligung an der Planung und Umsetzung von Aktivitäten führten die Koordinatorinnen dann abermals darauf zurück, dass die Frauen mit derlei Gestaltungsräumen nicht vertraut seien. Dabei spielten auch Sprachbarrieren eine entscheidende Rolle. Viele der Mütter, die mit ihren Kindern das Kiezcafé besuchten, ebenso wie die Mehrzahl der Patenfamilien sprachen nicht ausreichend Deutsch, um konzeptuelle Feinheiten zu verstehen. Umgekehrt sprachen die Koordinatorinnen kein Arabisch.

Ein weiterer Komplex an Herausforderungen, dem besonders die Koordinatorin in der Vermittlung und Begleitung von Patenschaften begegnen musste, bezog sich auf die Nervosität und die Unsicherheit, das Zweifeln und Hadern von Patinnen und Paten. In diesem Sinne äußerte sie einmal überspitzt, dass sie in den Erstgesprächen oftmals eine Form der Lebensberatung betreibe. Hierzu zählte etwa die Beratung von Interessierten, die aufgrund der von ihnen geschilderten instabilen Lebensumstände oder persönlichen Belastungen als ungeeignet für eine Patenschaft galten.

Vor dem Hintergrund der prekären Rahmenbedingungen der Projekte, die ihren Handlungsradius eingrenzten, mussten sich die Koordinatorinnen auch gegenüber den vielfältigen Bedürfnissen und Bitten, die von Patenfamilien und Besucherinnen des Kiezcafés an sie herangetragen wurden, positionieren. Abhängig davon, wie schwerwiegend die beschriebenen Notlagen waren, mit welchem Nachdruck diese formuliert wurden und auf welche weiterführenden Unterstützungsstrukturen verwiesen werden konnte, bedeutete auch hier die Notwendigkeit, Absagen zu erteilen, eine mitunter beträchtliche Anstrengung. Dann mussten sich auch Koordinatorinnen entsprechend abgrenzen.

Ich bezeichne den Umgang der Koordinatorinnen mit den beschriebenen Herausforderungen und Anstrengungen überwiegend als Emotionsarbeit und nicht als Affektbewältigung. Im Vergleich zu den Pat:innen waren ihre Rollen als hauptberufliche Mitarbeiterinnen eindeutiger definiert. Sie konnten auf ein konkreteres Konzept der Beziehungsverhältnisse und spezifischere Aufgabenspektren zurückgreifen und sich diesbezüglich klarer abgrenzen. Ihre Beziehungen zu den Zielgruppen waren weniger mit Konnotationen und Erwartungen von Bindung und Gegenseitigkeit versehen. Zudem wiesen sie durch ihre sozialpädagogische Expertise und langjährige Erfahrung ein anderes Reflexionsvermögen im Umgang mit Herausforderungen auf. Dies äußerte sich nicht zuletzt an Mirjams Arbeitsmotto: *Reden hilft!* In der AG Qualität konnte ich wiederholt beobachten, dass ein entsprechender Redebedarf der anwesenden Koordinatoren in einem regen Austausch mündete. Redepassagen waren dann häufig ausschweifend, nah an der individuellen Praxiserfahrung und beinhalteten vielfach Themen, die nicht direkt zur Erledigung der anberaumten Tagesordnungspunkte führten. Die Anwesenden benö-

tigten offensichtlich den Austausch, um ihre Erfahrungen zu verarbeiten, einzuordnen und Handlungsstrategien (gemeinsam) zu entwerfen oder zu überprüfen.

Trotz der vielfach herausfordernden Umstände und Inhalte der Koordinationsarbeit verdeutlichten meine Gesprächspartnerinnen immer wieder, dass sie überzeugt von ihrer Arbeit und deren Wirkung waren. Angesichts der fehlenden (politischen) Anerkennung, die zu den prekären und herausfordernden Arbeitsbedingungen maßgeblich beitrug, zogen die hiervon betroffenen Hauptamtlichen eine Resilienz aus der Sinnhaftigkeit, die sie ihrem Schaffen zuschrieben. Positive Berichte über Patenschaftserfahrungen sowie Beobachtungen, dass Tandems über einen längeren Zeitraum eine stabile und bereichernde Beziehung aufbauten, ordneten beide Koordinatorinnen bei WG vielfach als entschädigend ein. Ähnlich formuliert es auch Florian Amoruso-Stenzel, Diplompädagoge, Mitgründer des Netzwerkes Berliner Kinderpatenschaften und Koordinator eines Berliner Patenschaftsprojektes, in einem Artikel zur mentalen Gesundheit von Koordinatoren:

Wer Koordinator:innen zuhört, wie sie über ihre Arbeit sprechen, erkennt sehr schnell, dass diese ihr Aufgabengebiet als sehr sinnstiftend, vielseitig, anspruchsvoll und wirksam wahrnehmen. Koordinator:innen wissen von wunderbar verlaufenden Beziehungen mit erstaunlichen Wirkungen für beide Tandempartner:innen zu berichten. In ihren Schilderungen schwingt oft Stolz mit, einen Anteil bei der Initiierung und Begleitung solch toller Entwicklungsverläufe gehabt zu haben. (Amoruso-Stenzel 2022)

Die durch die herausfordernden Arbeitsbedingungen entstehenden Erfahrungen von Unsicherheit, Frustration, Enttäuschung und Ungeduld wurden für die Koordinatorinnen bei WG zudem vielfach durch Begegnungen, die sie selbst mit den Menschen im Rahmen des Projektes erfuhren, kompensiert. Schaffte es Mirjam etwa der Einladung einer Patenfamilie nach Hause zu folgen und gingen Gespräche im Rahmen der Patenschaftsvermittlung über das Nötige hinaus, so entlohnte sie das für die Herausforderungen und ihre Mühen. Mirjam schloss auch lange informelle Gespräche mit mir häufig mit der Aussage, dass sie sich freue, wenn sich jemand für ihre Arbeit interessiere. Auch Kerstins sichtbarer Stolz, wenn sie wiederholt über den *startsocial*-Preis<sup>12</sup> berichtete, den sie im Jahr 2016 für ihre Tätigkeit im Patenschaftsprojekt erhielt, zeugte von der großen Bedeutung, die eine solche Form der Anerkennung für sie hatte.

Jedoch vermochten die Koordinatorinnen nicht immer die Sinnhaftigkeit ihrer Arbeit und die »erstaunlichen Wirkungen« (ebd.) in Patenschaften wiederzufinden: In einem informellen Telefonat mit einer der Koordinatorinnen thematisieren wir das Thema Integration. Ich erkläre, in einem der kommenden Treffen der Reflexionsgruppe für Pat:innen über ihr Integrationsverständnis sowie Integrationspolitiken in Deutschland sprechen zu wollen. Ich sei der Meinung, so rechtfertige ich mein Vorhaben, dass es diesbezüglich in Patenschaften mitunter zu problematischen Zuschreibungen und Erwartungen kommen kann. Meine Gesprächspartnerin macht mich an dieser Stelle noch ein-

12 Aus über 300 Projekten wurde WG neben 100 weiteren für ein Förderstipendium ausgewählt, in dessen Rahmen das Projekt mit Unterstützung von zwei Coaches weiterentwickelt wurde. WG gehörte außerdem zu den 25 Initiativen, die im Bundeskanzleramt feierlich geehrt wurden.

mal auf das Integrationsverständnis des Vereins aufmerksam (s. 3.1.4), das mir zu diesem Zeitpunkt bereits vertraut ist. Patenschaften, so fügt sie hinzu, versuchen dem Kind Chancen zur persönlichen Entwicklung und einen Blick außerhalb des eigenen Milieus zu ermöglichen. Ein dialogischer Austausch sei dabei zentral. Etwaigen Äußerungen der Kinder, wie ›bei uns ist das aber so‹, solle man als Patin kritisch begegnen. Man müsse schließlich darüber sprechen können, unterstreicht die Koordinatorin. Es gehe darum, über den eigenen Tellerrand zu blicken. Obwohl bei WG stets die beidseitige Perspektiverweiterung betont wird, die auch meine Gesprächspartnerin mit dem Verweis auf einen dialogischen Austausch hervorhebt, höre ich aus ihren Worten eine gewisse Einseitigkeit heraus: Es scheinen hauptsächlich die Patenkinder gemeint zu sein, die von der Perspektive der Freiwilligen profitieren. Sie sollen mittels der Sicht- und Lebensweise der Ehrenamtlichen über den Tellerrand ihrer Milieus blicken.

Unser Gespräch wendet sich daraufhin Momenten zu, in denen meine Gesprächspartnerin wahrnimmt, dass Integration nicht so richtig funktioniert habe: Als Beispiel führt sie die kürzlich zurückliegenden Wahlen in der Türkei im Mai 2023 und die große Anzahl der hier lebenden Wahlberechtigten an, die für Erdoğan stimmten. Recep Tayyip Erdoğan verkörpere, so meine Gesprächspartnerin, das Gegenteil demokratischer Werte. Sie schlussfolgert, dass die Menschen, die hier den Politiker wählten, sich in Deutschland nicht zu Hause, nicht anerkannt fühlen. Ihren Ausführungen zufolge besteht ein kausaler Zusammenhang zwischen fehlender Anerkennung und Zugehörigkeit und einer Abwendung von demokratischen Werten. Die Wahlentscheidung interpretiert sie als Zeichen der Abgrenzung von der hiesigen Gesellschaft. Anschließend richtet sich unsere Unterhaltung auf zwei junge Frauen, die wir beide nun schon seit einigen Jahren über die verschiedenen Angebote des Vereins kennen. Beide haben sich in den vergangenen Monaten dafür entschieden, das Kopftuch zu tragen. Meine Gesprächspartnerin ist davon offenkundig irritiert. Gab es zu wenig Kontakt zu ihnen, zum Verein? Waren die Einschränkungen im Rahmen der COVID-19-Pandemie schuld? Eine der beiden jungen Frauen suche nun ein traditionelleres Leben, als es ihr die Eltern vorleben, überlegt meine Gesprächspartnerin. Kopftuch, frühe Heirat, Geschlechtertrennung, Ausbildungsabbruch – die Koordinatorin kann sich keinen Reim auf das Verhalten der jungen Frau machen. Das andere Mädchen habe sich ebenfalls sichtbar an das Weddinger Milieu<sup>13</sup> angepasst. Die Koordinatorin führt das auf dessen fluchtbedingte Erfahrung von Heimatverlust zurück: Das Mädchen fühle sich nicht einhundertprozentig hier zu Hause und unterliege einem Gruppenzwang. Es wird deutlich, dass mein Gegenüber die Entscheidungen der beiden jungen Frauen nicht nachvollziehen kann und ablehnt. Wie auch schon bei den Wahlen in der Türkei zieht sie als Grund hierfür ein fehlendes Gefühl von Zugehörigkeit in Betracht. Eine zu starke Beeinflussung durch das migrantische Milieu, biografische Brüche und Belastungen hebelten möglicherweise den Einfluss durch Patenschaften und die Kontakte zum Verein aus, so die Überlegung meiner Gesprächspartnerin.

13 Dieses Milieu wurde in unserem Gespräch nicht näher bestimmt. Ich vermute jedoch in Anlehnung an vergleichbare Gesprächsanlässe, dass meine Gesprächspartnerin damit eine sozioökonomische Prekarität, Bildungsferne sowie konservativ-religiöse Geschlechter- und Familienverhältnisse assoziierte, die zu jenen Entscheidungen für ein Kopftuch, eine frühe Heirat und Ausbildungsabbruch führten.

nerin. Der Verein engagiere sich dafür, die Kinder und Jugendlichen in ihrem *eigenen* Werdegang zu unterstützen, so unterstreicht sie, ihnen zu vermitteln, dass sie es anders machen können.

Doch anders als wer? Anders als die eigene Familie, wie es auf die erste junge Frau zutrifft? Anders als die Gleichaltrigen ihres unmittelbaren Umfeldes? Was bedeutet eine gelungene Integration für die Koordinatorin? Ist das Problem das Kopftuch? Die Hinwendung zu vermeintlich traditionelle(re)n Werten? Wer ist hierbei der Maßstab? Die Irritation meiner Gesprächspartnerin ist offensichtlich. Die Wahlen in der Türkei und die Entwicklung der beiden jungen Frauen tun ihr weh, so klagt sie. Die Schuld für die Entwicklung der beiden scheint sie zumindest teilweise bei sich selbst zu suchen: Gab es zu wenig Kontakt? Empfindet sie Schmerz, weil sie ihrem eigenen Anspruch, Veränderungen zu bewirken, nicht gerecht werden konnte? Weil die beobachteten Veränderungen nicht ihrem Wertekanon entsprechen?

An diesen Äußerungen wird deutlich, wie sich ein emanzipatorischer Anspruch, der vielfach hegemonialen Vorstellungen von Integrationsprozessen und zivilgesellschaftlicher Integrationsarbeit innewohnt (s. 3.1. und 3.2.4), bei einzelnen Akteuren niederschlagen kann: Eine Wahlentscheidung, ein Kopftuch und die Entscheidung für eine islamische Lebensweise wurden als Hinweise auf eine misslungene Integration gewertet – trotz der Bemühungen zivilgesellschaftlichen Engagements. Die Überlegungen der Koordinatorin werteten die Lebensverhältnisse der jungen Frauen ab, hinterfragten deren Entscheidungsfreiheit sowie die Möglichkeit multipler Zugehörigkeitsgefühle. Damit war sie nicht allein. Auch Pat:innen bezogen sich situativ auf derartige Vorannahmen und Zuschreibungen, die aus einer machtkritischen Perspektive zu hinterfragen sind. Interessant hierbei ist, dass derlei Äußerungen für die Akteure meist nicht im Widerspruch standen zu einer dialogischen Auffassung von Integration und einem Emotionsregime der Toleranz (Scheer 2020), wie der Verweis meiner Gesprächspartnerin auf das offene Integrationsverständnis des Vereins illustriert. Die ambivalenten Dynamiken einer postmigrantischen Gesellschaft (Foroutan 2016) finden sich somit auch im Denken und Handeln einzelner Akteurinnen wieder.

Ich kenne eine der beiden jungen Frauen etwas näher. Nach einer mehrjährigen Patenschaft bezeichnet sie ihre damalige Patin schon seit langem als Freundin. Den Begriff der Patenschaft lehnt sie nunmehr ab. Obwohl die vormalige Patin nicht mehr in Berlin wohnt, halten die beiden Kontakt: Sporadisch besuchen sie sich gegenseitig, schreiben miteinander und lassen sich anhand von Fotos am Leben der anderen teilhaben. Die frühere Patin lebt ein sichtbar anderes Leben als das ehemalige Patenmädchen. Sie ist einige Jahre älter, hat studiert, lebt in Wohngemeinschaften, reist viel. Der augenscheinlichste Unterschied ist womöglich im Kleidungsstil der beiden Frauen auszumachen, der mit dem Kopftuch noch einmal offensichtlicher geworden ist. Der Anspruch, vermittels einer Patenschaft einen Blick über den eigenen Tellerrand zu ermöglichen und aus dem eigenen Milieu heraus die Perspektive zu erweitern, scheint also durchaus erfolgreich gewesen zu sein. Für beide Seiten.

\*\*\*

Über die vorangegangene Passage tauschte ich mich mit Mirjam und Kerstin ausführlich im November 2024 aus, als den beiden Koordinatorinnen mein Manuskript vorlag und ich sie hierzu um Rückmeldung bat (s. Epilog). Wir waren uns über meine analytischen Einordnungen zu dem beschriebenen informellen Telefonat nicht einig und entschlossen uns dazu, dass ich dieser Passage einen kurzen Nachtrag anfüge. Dies stellt einen weiteren Versuch dar, in meiner Arbeit eine Vielstimmigkeit herzustellen, die der Komplexität der Perspektiven Rechnung trägt. Die Koordinatorin formulierte zu dem oben beschriebenen Austausch folgendermaßen:

Mich irritiert und macht es traurig, wenn Migrant:innen wie Menschen ohne Einwanderungsgeschichte in oder außerhalb ihres Heimatlandes Despoten wählen, was meist ein Zeichen ist, dass sie sich nicht gesehen und gehört fühlen. Und multiple Zugehörigkeitsgefühle erkenne ich als Erklärung für das Tragen von religiösen Symbolen durchaus an. Ich frage mich nur vor welchem Hintergrund dies geschieht. Es macht mich traurig, wenn mir »Kiezcafé-Frauen« beim Kaffee erzählen, dass sie sich nicht so frei kleiden können, wie sie dies früher im Libanon getan hätten, dass sie innerhalb ihrer eigenen Community in Deutschland viel stärker unter Beobachtung stünden. Das bunte, verrückte Berlin gelte nicht für sie. Ja und hierbei habe ich manchmal das Gefühl, dass wir sie alleine lassen und nicht in ihren – und hier entscheide ich mich nochmal bewusst für dieses Adjektiv – *individuellen* Bedürfnissen ausreichend unterstützen bzw. nicht wissen, wie wir das tun sollen. Dass innerhalb der Schülerschaft ein enorm starker Konformitätsdruck besteht, bekommen wir von den Kindern im Wedding stets zu hören, wenn in unseren Projekten ein regelrechter Wettbewerb um das Durchhalten des Fastenmonats Ramadan ausbricht und Kleidungsstile sowie das Kopftuchtragen ein Topthema sind. (Nachtrag der Koordinatorin 08.11.2024)